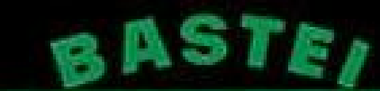
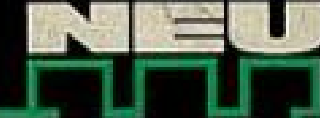
1,80 DM / Band 566
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 14,-





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Hexenreich

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 190



Hexenreich

John Sinclair Nr. 566

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 09.05.1989

Titelbild von Maren

Sinclair Crew

Hexenreich

Kann man Unheil voraussehen? Gibt es diese Ahnungen, die einen Menschen befallen, kurz bevor etwas Ungewöhnliches oder Schreckliches eintritt?

Die Meinungen darüber sind geteilt. Viele schütteln den Kopf, andere wiederum bejahen dieses Phänomen.

Auch die blonde Sheila Conolly dachte so, bis sie an einem Abend im Januar spürte, daß etwas in der Luft lag. Sie fühlte sich einer großen Gefahr hilflos ausgesetzt.

Am Wetter konnte es nicht liegen, obwohl das auch verrückt spielte. Es war so warm, daß man den Pullover in die Ecke warf und zum T-Shirt griff...

Durch eine Nebentür war Sheila in den Garten gegangen. Sie starrte in die Dunkelheit und sah auch die Lichtinseln der leuchtenden Scheinwerfer, die ihr Mann Bill an verschiedenen Punkten aufgestellt hatte. Sogar die Lampen auf dem Weihnachtsbaum leuchteten.

Der Himmel war durch den warmen Wind klargefegt worden.

Sterne funkelten und grüßten aus einer unendlich weiten Ferne. Der warme Wind spielte mit den Zweigen der Büsche, er fuhr über das Gras hinweg und ließ die breiten Zweige der Tannen zittern.

Fast schon wie Frühling, dachte Sheila und lachte gleichzeitig innerlich auf, wenn sie daran dachte, daß der richtige Winter erst noch vor ihnen lag. Bisher hatte es so gut wie keinen Schnee gegeben, das konnte sich schnell ändern.

Dennoch, die Luft war anders als sonst. Nicht nur wärmer, nein, sie schien von gewissen Botschaften erfüllt zu sein, die der Wind gegen Sheilas Ohren wehte.

Fremde Botschaften aus fernen, nicht sichtbaren Reichen. Nachrichten aus anderen Dimensionen, die nicht von Menschen, sondern von Fabelwesen bevölkert waren. Die Stoffe, aus denen die Märchen und Legenden gemacht wurden.

Sheila wunderte sich selbst darüber, daß sie in diesen schwärmerisch-träumerischen Zustand hineinglitt. Es war selten bei ihr. Okay, im Urlaub kam es öfter vor. Da war sie eben entspannter, genau wie in diesen Augenblicken.

Das waren Sekunden der Muße, des klaren Blicks in andere Zeiten hinein. Optimisten sprachen von einem Champagner-Klima und meinten eine Luft, die das Blut prickeln ließ.

Sheila dachte ähnlich, bis auf dieses eine böse Gefühl, das wie ein Druck auf ihrer Seele lastete. So wie sich das Wetter ändern konnte, so konnte ihr Gefühl auch von einem Extrem ins andere kippen.

Sie hörte hinter sich die Schritte, dann spürte sie zwei Hände auf ihren Schultern und vernahm das leise Lachen am rechten Ohr.

»Was ist denn mit dir heute abend los, Mädchen?« fragte die weich klingende Männerstimme. »Du stehst hier, schaust in den Garten, bist zuvor wie ein unruhiger Geist umhergelaufen…«

»Mir war auch so.«

»Okay«, lachte Bill, ihr Mann, »das kann ich verstehen. Trotzdem ist es etwas zu kalt, um draußen zu bleiben.«

»Das will ich auch nicht. Weißt du, Bill, einiges an diesem Abend ist anders. Schau dir nur den Himmel an!«

»Ja, der ist blank.«

»Richtig. Das ist so ein Wetter, wo einiges passieren kann, verstehst du?«

»Nicht genau.«

»Es ist schwer zu erklären. Jedenfalls spüre ich in mir eine gewisse

Unruhe. Mein Blut pocht nicht, es rast, ich könnte weggehen, hierbleiben, etwas trinken, jubeln und gleichzeitig weinen.«

Bill drehte seine Frau herum. Er schaute in ein ernstes und gleichzeitig lächelndes Gesicht. »Das verstehe wer will, Sheila, ich jedenfalls nicht.«

Sie stieß die schmale Tür mit der flachen Hand wieder zu. »Ich begreife es auch nicht, Bill. Freude, Erwartung und Furcht wechseln sich bei mir ab.«

»Komm, wir werden uns am besten hinlegen. Eine Mütze voll Schlaf bis zum frühen Morgen…«

»Um Himmels willen, Bill! Ich kann doch jetzt nicht schlafen. Dazu bin ich viel zu aufgewühlt.«

»Wie das?«

»Ich habe es dir doch erklärt.«

Bill nickte. »Gut, wenn etwas in der Luft liegt, wie du sagst, müßte doch auch Nadine etwas davon merken. Sie als Wölfin…«

»Da hast du recht. Schläft sie bei Johnny?«

Bill nickte.

»Laß uns hingehen.« Sheila schritt voraus. Sie trug himbeerfarbene Jeans und dazu einen schwarzen, ziemlich kurzen Pullover aus Angorawolle.

Der Reporter hob die Schultern, als er seiner Frau folgte. Er gehörte zu den Menschen, die schon einiges hinter sich hatten und nicht nur Freude erlebten. Sheilas Vorahnungen tat er durchaus nicht mit einem Lächeln ab. Aus Erfahrung wußte er, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde gab, die so gut wie nicht erklärbar waren, die man einfach hinnehmen mußte. Vielleicht hatte man in zwanzig oder dreißig Jahren eine Lösung für diese Phänomene gefunden.

Johnny schlief schon. Sheila drückte die Tür auf und blieb dicht vor der Schwelle stehen. Mit den gespreizten Fingern ihrer Rechten fuhr sie durch das Haar und deutete mit der freien Hand auf die Wölfin Nadine, die am Boden kauerte und nicht eingeschlafen war.

In ihren menschlichen Augen schimmerte es hell und auch irgendwie mißtrauisch.

»Sie ist wach!« flüsterte Sheila.

»Na und?«

»Hellwach, Bill.« Ihre Hand sank nach unten. »Das hat etwas zu bedeuten, auch Nadine kann nicht schlafen. Möglicherweise spürt sie das gleiche wie ich, nur kann sie sich eben nicht so verständlich machen.«

»Wir werden sehen.« Bill zog seine Frau wieder zurück. Beobachtet wurden die beiden von den klugen Blicken der Wölfin. »Der Abend ist noch nicht beendet.«

Sheila schritt achselzuckend an ihrem Mann vorbei. »Auch ich habe

das Gefühl, daß wir vor einer besonderen Nacht stehen.« Sie hob einen Finger. »Laß dir gesagt sein, Bill, es passiert etwas. Das… das muß einfach so sein.«

»Mal sehen.«

Im großen Wohnraum erkundigte sich Bill, ob Sheila etwas trinken wollte.

Sie lächelte ihn an. »Vielleicht einen kleinen Whisky?«

»Ja, gern.«

»Auch wenn es nicht jedermanns Sache ist, Bill, ich hätte ihn gern mit Eis.«

»Das hole ich dir.«

Die Würfel klingelten, als Bill das Glas drehte und es seiner Frau in die Hand drückte. Sheila saß so, daß sie gegen die breite Scheibe des Fensters und hinaus in den Garten schauen konnte. Zudem beobachtete sie einen Teil des Himmels, der nicht ganz dunkel war, obwohl kein Vollmond leuchtete. Ein blasser Schein überzog ihn wie ein ferner Sternenglanz.

Sie trank in kleinen, langsamen Schlucken – und setzte das Glas hastig ab, als sie Bills Stöhnen hörte. »Was ist?« flüsterte sie erschreckt, »was hast du?«

Bill, der sich ebenfalls hatte setzen wollen, stand noch gebückt.

Einen Arm hielt er ausgestreckt und stemmte seine Hand auf die Lehne des Sessels. Schweiß war ihm auf die Stirn getreten, und er atmete heftig durch den Mund. »Meine Brust«, flüsterte er, »Verflixt noch mal. Ich habe das Gefühl, als würde die Haut brennen.« Er hob den Blick, und Sheila, die sich erhoben hatte, sah das Flackern in seinen Augen.

»Meine Güte, du…« Sie wollte ihn anfassen, doch der Reporter wehrte ab.

»Nein, laß mich bitte.« Er rutschte in den zweiten Sessel, streckte die Beine aus und preßte seine Hand auf die schmerzende Stelle an der linken Brustseite.

»Ist es das Herz?« erkundigte sich Sheila. Sorge schwang in ihrer Stimme mit.

»Nein, Mädchen, das nicht.« Bill grinste verzerrt. »Es ist kein innerlicher Schmerz, eher körperlich. Als hätte ich eine Wunde.«

Sheila wollte lachen, aber sie verschluckte es, als sie in Bills gequältes Gesicht schaute. »Kann ich mal sehen?« fragte sie dann. »Bitte, knöpf dein Hemd auf.«

Sie schaute zu, wie ihr Mann mit zitternden Fingern die Knöpfe öffnete. Sheila schlug die beiden Hälften des Hemdes zur Seite und schaute sich Bills Brust an.

Da sah sie den Fleck.

In einer rötlichen Farbe hob er sich von der übrigen Haut ab. Es war

ein Sigill, ein Stigma, ein Zeichen, und Sheilas Gesicht verlor allmählich an Farbe.

»Was ist denn?« fragte Bill. »Was hast du?« Er atmete heftig. Er selbst konnte den Abdruck auf seiner Brust nicht sehen, sein Blickwinkel war ein anderer.

Sheila gab noch keine Antwort. Mit der Spitze des Zeigefingers zeichnete sie den rötlich schimmernden Abdruck nach, der die Umrisse eines Dreiecks besaß.

Das merkte Bill. Er versteifte für einen Moment, bevor er saugend einatmete. »Meine Güte, sag nur nicht, daß es dieses verdammte Zeichen ist.«

»Doch, Bill. Alvas Flammenkuß!«

»Verflucht!« keuchte der Reporter und bäumte sich hoch, weil erneut Schmerzen von diesem Dreieck ausstrahlten. Diese Schmerzen trieben ihm die Tränen in die Augen.

Sheila hatte genau erkennen können, wie sich das Dreieck aufgepumpt hatte. Es war in seiner Farbe viel intensiver geworden und glänzte nun in einem tiefen, beinahe schon gefährlich aussehenden Rot.

Bill schielte auf seine Brust und sah auch, daß Sheila wieder die Hand ausstreckte. »Bitte, nein, nicht berühren. Im Moment geht es. Laß mich.«

Sie nickte und richtete sich auf. Ihr besorgter Blick streifte ihren Mann, der noch immer im Sessel lag und schwerfällig atmete. Der Schweiß glänzte auf seinem Gesicht und rann bereits in schmalen Bahnen über das Kinn hinweg an seinem Hals entlang.

Auch Sheila fürchtete sich. Feuchte Handflächen rieb sie aneinander. Sie kannte das Dreieck auf der Brust ihres Mannes. Es war das Erbe einer verdammten Hexe, in deren Gefangenschaft Bill vor Jahren geraten war.[1]

Die Hexe, sie hieß Alva, hatte Bill mit ihrem mörderischen Flammenkuß gefoltert und hatte ihn auch töten wollen, soweit war es zum Glück nicht mehr gekommen, aber das Erbe hatte der Reporter leider Gottes behalten. Eine schwache, dreieckige Narbe nur, an die er auch nie dachte, weil sie weder juckte noch schmerzte. In diesem Fall jedoch hatte sie sich auf brutale Art und Weise zurückgemeldet.

Was bedeutete das? Stand dieses Phänomen in einem ursächlichen Zusammenhang mit Sheilas Unruhe? Sie stellte fest, daß sich die Farbe etwas abschwächte, nickte Bill zu und fragte: »Geht es dir besser?«

Bill atmete zunächst ein und aus, bevor er sich zu einer Antwort entschloß. »Ja, etwas.«

»Soll ich dir ein Glas Wasser holen?«

»Bitte ja. Ich habe das Gefühl, innerlich zu verbrennen. Es ist, als würden von diesem verdammten Dreieck Flammenströme ausgehen,

die durch den gesamten Körper schlagen.«

Sheila lief hastig in die Küche. Sie schenkte das Glas mit Mineralwasser voll, ging zurück und sah ihren Mann normal im Sessel hocken und zu Boden starren.

Er war noch immer blaß, trank mit hastigen Schlucken und schüttelte den Kopf. »Ich habe keine Erklärung«, sagte er leise. »Tut mir leid, ich weiß nicht wieso?« Er setzte das Glas ab. »Alva, die Hexe, ihr habe ich dieses Sigill zu verdanken. Jahrelang hatte ich Ruhe, ich dachte nicht einmal daran und jetzt?« Bills Blick war fragend geworden, doch eine Antwort konnte ihm Sheila auch nicht geben.

»Mußten wir nicht damit rechnen, Bill? Die Hölle, der Teufel, dem Alva letztendlich gedient hat, tut nichts umsonst. Das ist dir doch klar – oder?«

»Ja, ich weiß.«

»Wir sollten John Sinclair Bescheid geben.«

Bill winkte ab. »Noch nicht. Es ist ja nichts passiert, und ich merke auch nichts mehr. Sollte es schlimmer werden, dann rufen wir ihn an.«

»Wie du willst.« Wohl war Sheila bei der Antwort nicht.

Nadine betrat auf leisen Pfoten das großzügig angelegte Zimmer.

Sie hatte es bei Johnny nicht mehr ausgehalten. Auch ein seltener Vorfall, meistens schlief sie die Nacht über durch bei dem Jungen und war so etwas wie eine Beschützerin für ihn.

Sheila und Bill ignorierte sie völlig, ging bis dicht an das große Fenster, hockte sich dort nieder und schaute in den Garten, als ob es dort etwas Besonderes zu sehen gäbe.

Sheila und Bill wunderten sich. Sie blickten sich an, sagten aber nichts. Auch Bill drehte den Kopf. Sein Gesichtsausdruck war sehr nachdenklich geworden. Sheila hatte von einer ungewöhnlichen Nacht gesprochen, sie schien recht zu behalten.

Er stand auf. Sheila hielt ihn nicht zurück, als er sich neben die Wölfin stellte und nach draußen sah. Der Garten war vom dunklen Tuch der Nacht bedeckt worden, das nur an einigen Stellen Lücken aufwies, wo die Lampen ihr Licht verstreuten. Darüber lag der klare Himmel mit seinen zahlreichen Sternen.

»Kannst du etwas erkennen?« fragte Sheila.

Bill schüttelte den Kopf. »Keine äußere Gefahr. Dennoch habe ich das Gefühl, irgendwie umklammert zu sein.«

Er hörte ihr Lachen. »Das hatte ich auch. Ich sagte dir ja, meine Unruhe muß einen Grund gehabt haben. Vielleicht habe ich ihren Einfluß auch gespürt.«

»Wessen Einfluß?«

»Alvas.«

Bill winkte ab, ohne sich umzudrehen. »Alva ist tot, vernichtet. Sie kann keinen Einfluß mehr ausüben.«

»Was ist beim Bösen schon wirklich tot? Kann man es überhaupt vernichten?«
»Nicht im allgemeinen, teilweise ja. Alva kann uns nichts mehr antun. Genau wie der Höllen-Detektiv, der damals an ihrer Seite gestanden hat.«
»Und Jane Collins.«
Bill drehte sich um. »Was meinst du damit?«
»Hat sie nicht auch mit Pernell Kent, diesem Höllen-Detektiv, zusammengearbeitet?«
»Das ist richtig.«
»Sie, Kent und Alva«, zählte Sheila auf. »Wobei Jane als einzige noch lebt. Ich schätze, daß sie uns möglicherweise weiterhelfen kann. Mehr als John Sinclair. Zumindest im Augenblick.«
Bill hob die Schultern und drehte sich wieder um. Er folgte beinahe schon einem Trieb, in den Garten schauen zu müssen. Sheila sah auf seinen Rücken, stellte fest, daß er sich versteifte, dann schüttelte er den Kopf und hauchte die nächsten Worte gegen die Scheibe.
»Das… das ist doch unmöglich. Das gibt es nicht …«
Sheila sprang hoch. »Was ist denn?«
»Da, schau selbst, im Garten!« Bill konnte kaum sprechen, so aufgeregt war er.
Sheila blieb neben ihrem Mann stehen und hatte das Gefühl, auf das Bühnenbild eines Märchenstücks zu schauen.
Inmitten ihres Gartens hatte sich etwas verändert. Eine Szene war hineingesetzt worden. Auf dem Rasen, direkt an der freien Terrasse, stand ein hochgewachsener Hirsch mit weißem Fell und einem mächtigen Geweih. Und auf seinem Rücken saß eine wunderschöne, schwarzhaarige Frau in einem langen, roten Kleid…

***

Eine Halluzination?
Im ersten Augenblick mußte man das so ansehen. Auch Sheila dachte daran. Sie zwinkerte, weil sie es nicht glauben konnte, doch als sie die Augen erneut öffnete, war das Bild noch immer vorhanden. Es befand sich dort wie ein Hologramm, ein dreidimensionales Bild.
»Verstehst du das?« hauchte Bill, der als erster seine Sprache wiedergefunden hatte.
»Nein, überhaupt nichts.« Sheila tastete nach der Hand ihres Mannes. Die Haut fühlte sich kalt an und gleichzeitig auch warm.
»Kennst du diese Frau denn?«
»Ich sehe sie zum erstenmal.«
»Und sie sitzt auf einem weißen Hirsch. Der weiße Hirsch, das Fabeltier.« Sheila schüttelte den Kopf. »Irgend etwas bedeutet das, Bill. Es muß mit meinen Ahnungen und deinem Schmerz auf der Brust

zusammenhängen. Ich meine…«

Auf einmal waren der Hirsch und die Frau verschwunden. Sie hatten sich im Nu aufgelöst. Wo sie gestanden hatten, lag noch für wenige Sekunden ein letzter feiner Sternenglanz auf den Pflastersteinen der Terrasse, mehr nicht.

»Jetzt«, sagte Sheila schwer atmend und leise, »drehe ich bald durch. Ich… ich verstehe überhaupt nichts mehr. Das ist mir vorgekommen wie ein Wunder.«

»Nun ja…« Bill räusperte sich und drehte sich um. »Wir müssen es hinnehmen.« Er wischte über seine Stirn und tastete auch die Umrisse des Dreiecks auf seiner Brust nach.

»Schmerzt es noch?«

»Nein, ich spüre nichts mehr. Nicht einmal ein brennen. Es ist normal wie immer.«

»Tja«, murmelte Sheila. »Das ist mir unbegreiflich.« Sie schaute auf Nadine. Die Wölfin hatte sich nicht vom Fleck gerührt und mußte alles gesehen haben. Daß sie etwas witterte, erkannten die beiden an ihrem Fell. Es war gesträubt. Nadine stand unter einer gewissen Spannung, davon zeugte auch ihr leises Knurren, das sich nicht einmal sehr gefährlich anhörte, sondern auf irgendeine Art und Weise warnend, als würde sie die Vorboten des Unheils spüren.

»Was machen wir nun?« fragte Sheila, die ratlos inmitten des Wohnraums stand.

»Ich weiß es nicht.« Bill hob die Schultern. »Du siehst mich wieder einmal ratlos.«

Sie winkte ab. »Hör auf, Bill, wir müssen etwas tun. Ich bin dafür, daß wir John Bescheid geben.«

Der Reporter nickte und schaute auf seine Uhr. Zu spät war es nicht. Noch mehr als zwei Stunden bis Mitternacht. Er tippte die Rufnummer des Geisterjägers ein und legte den Hörer nach einer Weile wieder auf. »Keiner zu Hause.«

»Dann versuche es bei Suko.«

Auch der war nicht da.

Sheila kaute auf ihrer Unterlippe. »Wo können Sie denn sein? Bist du über die neusten Fälle informiert?«

»Nein. Ich weiß nur, wie du auch, daß es nach der Neujahrsfeier bei uns für John einigen Ärger gegeben hat. Kann ja sein, daß er sich irgendwo in der Welt herumtreibt.«

»Oder nur etwas essen ist.«

»Auch das. Deshalb werde ich es später noch einmal versuchen. Außerdem müssen wir mal allein zurechtkommen, Sheila. Nicht ohne Grund sind wir mittlerweile erwachsen geworden.«

»Das hat damit nichts zu tun, wir…« Sheila wechselte das Thema.

»Da, sieh doch – Nadine.«

Die Wölfin hatte sich tatsächlich erhoben und lief quer durch den Raum auf die Tür zu. Sie hatte das Wohnzimmer kaum verlassen, als die Klingel anschlug.

Sheila und Bill starrten sich an. Sie sprachen nicht, doch jeder bekam eine Gänsehaut.

»Ich weiß nicht, wer das ist«, sagte Sheila.

»Moment, ich sehe nach.«

»Nein, laß mich das machen.«

Sheila hatte so energisch gesprochen, daß Bill nicht dagegen redete. Seine Frau ging in den Flur, wo auch der Monitor stand. Kameras überwachten den Haupteingang des Grundstücks, wo der breite Vorgarten endete. Den unmittelbaren Bereich vor der Hautür jedoch überschauten sie nicht.

Bill war ebenfalls in den Flur gegangen, hielt sich von seiner Frau noch entfernt.

Wieder klingelte es.

»Soll ich?«

»Frag erst, wer da ist. Oder warte.« Bill lief zum kleinen Fenster neben der Tür. Er öffnete es vorsichtig und peilte nach links, wo er den Bereich des Türeingangs überschauen konnte.

Dort stand die Frau aus dem Garten!

Der Reporter zuckte sofort zurück, schloß das Fenster leise und flüsterte Sheila zu, was er gesehen hatte.

»Sollen wir sie hereinlassen?«

»Ja.«

»Wenn sie aber…«

»Ich glaube nicht, daß sie gefährlich ist und uns nach dem Leben trachtet. Die hat etwas anderes vor, das spüre ich einfach. Bitte, du kannst öffnen.«

Sheila nickte. »Gut, auf deine Verantwortung.« Sie zögerte noch und holte tief Luft, bevor sie die Haustür aufzog, sie aber nicht freigab, so daß die Besucherin noch draußen bleiben mußte. Sheila schaute an ihr vorbei, ohne allerdings den großen, weißen Hirsch entdecken zu können.

»Sie wünschen?« fragte sie.

Die dunkelhaarige Fremde erwiderte nichts. In ihrem glatten Gesicht zeigte sich keine Hautfalte. Kein Muskel regte sich, die dunklen Augen blieben starr.

»Wer sind Sie?«

Da hob die Fremde die Hand, spreizte die Finger. Das sah auch Bill, der näher kam. Im Hintergrund knurrte Nadine, und genau in dem Augenblick berührten die Fingerkuppen Sheila Conolly.

Sie hatte das Gefühl, unter Strom zu stehen, der gleichzeitig ihren Willen nahm.

Sheila trat zurück, ohne zu protestieren. Sie gab damit den Weg für die Fremde frei, die auch sofort das Haus der Conollys betrat und die Tür schloß.

Um Sheila kümmerte sie sich nicht, ihr Blick richtete sich auf Bill, als sie sagte: »Ich will dich!«

»Mich?« Bill produzierte ein komisches Lachen. »Wie kommst du denn darauf?«

»Ich brauche dich!«

»Und du meinst, daß ich zustimme? Dir, einer Fremden? Verdammt, wer bist du überhaupt?«

»Ich heiße Margareta!«

»Na und? Der Name gefällt mir sogar, du aber weniger. Ich weiß nicht, was das soll. Wie kennen uns nicht, wir werden uns auch nicht näher kennenlernen.«

»Du irrst dich!« Sie kam auf Bill zu, der eine abwehrbereite Haltung einnahm. Er traute dieser Person nicht, deren schwarze Haare in der Mitte gescheitelt und glatt nach hinten gekämmt waren. Das Kleid der Frau reichte bis über die Waden hinweg. Der Stoff schimmerte wie dunkles Blut, auf dem sich die Lichtreflexe der Lampen fingen. In den Ohrläppchen schaukelten goldene Ringe, ein Reif umschlang ebenfalls ihre Stirn und verschwand an den Seiten in der schwarzen Haarpracht.

Bill hatte selten bei einer Frau einen derart strengen Blick bemerkt.

Er kam ihm vor wie der einer alten Lehrerin, die auf ihre Schüler sauer war, weil diese sie zu sehr ärgerten. Doch er war nicht haßerfüllt, nicht einmal feindlich, und die Pupillen wirkten wie zwei gepinselte, dunkle Teiche.

Durch den Haarschnitt wirkte das Gesicht ein wenig rund. Die Nase besaß einen feinen Knochenbau, auch wenn sie etwas klein war und nicht zu den breiten Lippen und den großen Augen passen wollte.

An den Füßen trug sie dunkle Schuhe aus sehr weichem Leder. Sie zeichneten bei jedem Schritt die Konturen ihrer Füße nach. Margareta hinterließ den Eindruck, als würde sie genau wissen, was sie wollte. Sie war nicht grundlos erschienen.

Bill war zurückgewichen, obwohl ihm das selbst nicht gefiel. Er wollte dieser fremden Person keinesfalls zeigen, daß er sich vor ihr fürchtete, streckte den rechten Arm vor und sagte mit scharfer Stimme: »Ich schätze, es reicht jetzt!«

»Was willst du denn?«

»Keinen Schritt mehr weiter!«

»Das meine ich auch!« erklärte Sheila. Sie hielt sich hinter der Fremden auf, lief vor und wollte sie an der Schulter zurückziehen.

Mittlerweile hatte sie so etwas wie einen Kampfinstinkt entwickelt.

Margareta drehte sich auch, aber sie handelte im gleichen Augenblick, faßte Sheila an, die zusammenzuckte, bleich wurde und

auf der Stelle zusammenbrach.
Es war so schnell gegangen, daß Bill nicht hatte eingreifen können.
Nun verzerrte sich sein Gesicht. Er wußte nicht, was mit Sheila war, sprang auf die Frau zu, die sich ihm zugedreht hatte. Ihre gespreizte Hand schien vor Bills Augen zu wachsen, bevor sie ihn voll traf.
Es war nur eine kurze Berührung. Sie aber reichte völlig aus. Bei Bill Conolly verloschen zwar nicht die Lichter, er kam sich jedoch vor, als hätte ihn eine Kraft hinein in das All geschleudert, wo er wie eine Raumstation zwischen den Gestirnen einherraste.
Dabei stolperte er nur rücklings in den Wohnraum hinein und spürte wieder diesen heißen Schmerz des Dreiecks auf seiner Brust.
Noch stärker und intensiver als zuvor.
Bill prallte mit den Knien gegen eine Sesselkante und fiel in das Sitzmöbel.
Margareta aber ging weiter. Den Flur hatte sie hinter sich gelassen.
Sheila lag dort auf dem Boden. Bill hing matt im Sessel, Johnny schlief, aber es gab trotzdem eine Person, die noch angriff.
Nadine, die Wölfin!
Wie ein dunkler Blitz huschte sie aus der Diele, sprang hinein in den Wohnraum, lief an der Fremden vorbei, drehte sich und wuchtete mit einem kräftigen Sprung auf sie zu.
Dabei hatte sie das Maul weit aufgerissen. Die harten Zähne schimmerten. Nadine sah in diesen Augenblicken zum Fürchten aus.
Nicht für Margareta!
Als die Wölfin sprang, streckte sie ihr wieder den Arm entgegen, und Nadine prallte mit dem Kopf gegen die Hand. Bill bekam mit, was in den folgenden Sekunden geschah, und sie erlebte einen unheimlichen, kaum erklärbaren Vorgang.
Der Wolfskörper war plötzlich von einer blauweißen Lichtglocke umgeben, aus der sich etwas abspaltete.
Ein Geist, eine Frau…
Die wahre Nadine Berger, deren Seele ja im Körper der Wölfin steckte.
Vor langer Zeit hatte Bill so etwas gesehen, als sich Geist und Körper trennten, durch diesen Angriff wurde es ihm abermals deutlich gemacht, daß die Wölfin nicht nur Tier war.
In der Lichtglocke erkannte er deutlich den Geist als menschliche Gestalt, das feine Gesicht, die wilde Frisur, aber nicht materialisiert.
Der Vorgang oder der Spuk dauerte kaum zwei Sekunden, dann brach das Bild wieder zusammen. Ebenso wie die Wölfin, die sich neben Margareta auf die Seite legte und sich ebensowenig rührte wie Sheila.
»So«, sagte die Fremde, als wäre ihre Attacke völlig selbstverständlich gewesen. »Jetzt sind nur wir beide noch da. Und

das allein ist ungemein wichtig.«

Bill dachte nicht an sich. Sheila und Nadine waren ihm wichtiger.

»Was hast du mit ihnen gemacht? Sie getötet?«

»Nein. Ihnen nur bewiesen, wie schwer sie eigentlich sind. Daß meine Kräfte…«

»Deine Kräfte?« rief Bill. »Verdammt noch mal, wer bist du? Woher kommst du?«

»Von weither. Aus einem fernen Land, jenseits der Sterne und jenseits der Grenzen.«

»Okay, das habe ich gehört.« Bill drückte sich wieder in eine normale Sitzhaltung. »Weshalb bist du ausgerechnet zu uns gekommen? Was willst du hier?«

»Ich will dich.«

»Ha, wie schön. Und dann?«

»Werden wir eine sehr weite Reise unternehmen. Nur wir beide, verstehst du?«

Bill grinste schief. »Toll. Darf ich fragen, wohin meine unfreiwillige Reise gehen wird?«

»Ja, in ein fernes Land. Ins Hexenland!«

Der Reporter glaubte, sich verhört zu haben. »Noch einmal«, flüsterte er. »Wohin soll die Reise gehen? Ins Hexenland? Habe ich das richtig verstanden?«

»Ja, ins Hexenland oder Hexenreich. Das spielt keine Rolle. Es ist nur wichtig, daß du mir folgst.«

»Freiwillig nicht.«

»Das habe ich mir gedacht«, erwiderte sie nickend. »Deshalb werde ich dich auch holen.«

»Gehört dieser Hirsch auch zu dir?«

»So ist es. Wir werden auf ihm in das Hexenreich reiten. Dort sehen wir dann weiter.«

Bill wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Er schüttelte den Kopf und schlug mit den Handflächen auf das Leder der Armlehnen. »Ich kann es noch immer nicht fassen. Weshalb hast du ausgerechnet mich als deinen Reisebegleiter ausgesucht?«

»Das will ich dir sagen.«

»Darauf warte ich auch.«

»Du hast das Zeichen, das Sigill. Es ist auf deiner Brust verewigt worden.«

Allmählich sah Bill klarer. Er tastete mit den Fingern nach und dachte an die erlebten Schmerzen. Sheilas Unruhe, sein Brennen auf der Brust, das alles stand in einem unmittelbaren Zusammenhang.

Die Krönung war das Erscheinen der Margareta.

»Dann bist du auch eine Hexe?« flüsterte Bill.

Sie hob die Schultern. »Vielleicht. Es kann auch sein, daß ich nur

eine ungewöhnliche Frau bin und trotzdem Hilfe brauche. Das alles wirst du noch erfahren.«

»Ich will aber nicht.«

Da lächelte sie. Und dieses Verbreitern der Lippen sagte dem Reporter genug. Wenn er nicht freiwillig mitkam, würde sie ihn dazu zwingen. Margareta schaute ihn nur an. Ihr dunkler Blick brannte in seinen Augen. Bill spürte eine andere Macht, die von ihm Besitz ergriff und gegen die er sich nicht wehren konnte.

Als sie ihm die rechte Hand entgegenstreckte, zögerte er keine Sekunde länger und stand auf.

Sie faßte ihn an. Ihre Handfläche schob sich über die seine, doch Bill brach nicht zusammen. »Komm!« hörte er ihre jetzt weich klingende Stimme. »Wir haben schon zuviel Zeit verloren. Ich werde dich in eine andere Welt entführen…«

Wie ein Schlafwandler folgte Bill der fremden Frau. Sie sprach weiter, nur verstand er die Worte nicht. Im Flur sprach sie noch einmal vom Hexenreich und vom Hexenland, das auf beide wartete.

Margareta öffnete die Tür. Der kühle Wind strich über ihre Gestalten. Mit Bill an Hand blieb die Frau vor dem Eingang stehen. Sie spitzte ihren Mund und stieß einen leisen Pfiff aus.

Aus dem von der Tür aus nicht einsehbaren Hintergrund des Vorgartens löste sich ein Tier, dessen Fell in der Dunkelheit blaßweiß schimmerte. Es war der Hirsch mit seinem mächtigen Geweih, das ebenfalls einen ungewöhnlichen Glanz abstrahlte, als wäre es aus dem reinen Sternenlicht gegossen worden.

Die großen Augen des Tieres fielen ebenfalls auf. Sie besaßen die gleiche Farbe wie die der geheimnisvollen Frau.

Vor ihnen blieb der Hirsch stehen. An seinem Ohr hörte Bill Conolly den flüsternden Befehl. »Bitte, steig auf…«

Bill umfaßte das Geweih und zog sich mit einem Ruck in die Höhe. Ohne Schwierigkeiten schwang er sich auf den Rücken des Tieres, beugte sich vor und fand wieder Halt am Geweih.

Margareta stieg hinter ihm auf. Sie schnalzte einmal mit der Zunge. Im nächsten Moment startete das ungewöhnliche Tier. Bill sah den Garten plötzlich unter sich liegen und erwachte aus seinem hypnotisierten Zustand.

Glasklar kam ihm zu Bewußtsein, daß er auf ungewöhnliche und unerklärliche Weise entführt worden war.

»Biiiill…«

Ein letzter dünner Schrei wehte zu ihm hoch. Er klang sehnsüchtig und verzweifelt.

Sheila hatte ihn gerufen wie einen Abschiedsgruß für immer…

***

Sie erwachte und kam sich vor wie jemand, der lange, sehr lange geschlafen hatte.

Dabei waren es nur Minuten gewesen, aber sie fand, obwohl sie wach war, nicht die Kraft, sich auf die Beine zu stemmen. Statt dessen hörte sie Schritte, die näher kamen, sie passierten und sich in Richtung Haustür bewegten.

Jemand sagte ein oder zwei Worte, die sie sehr genau verstand.

»Hexenland und Hexenreich…«

Mehr bekam sie nicht mit. Nur die kältere Luft, die auch in den Flur floß und über ihr Gesicht strich. Sie sorgte dafür, daß sie die letzten Schatten abstreifen konnte.

Sheila war klar, daß jemand etwas von ihrem Mann wollte. So wie Bill um sie kämpfte, so wollte sie um ihn kämpfen. Da waren sie ein eingeschworenes Team.

Sie stand auf.

Kaum auf den Beinen, taumelte sie zur Seite und hatte Mühe, sich abzustützen. Der Schwindel ging schnell vorbei. Die Tür war nicht geschlossen, und Sheila, die unbedingt etwas erreichen wollte, lief schwankend auf die Tür zu.

In ihrem Kopf summte es, als hätten sich zahlreiche Bienen hinter der Stirn breitgemacht.

Sie taumelte aus der Tür – und schaute in einen leeren Garten. Keine Spur von Bill und der Fremden.

Oder?

Ihr Blick fiel gegen den dunklen Nachthimmel. Was sie dort sah, ließ sie fast an ihrem Verstand zweifeln.

In der Luft schwebte ein Hirsch, dessen Fell bleich leuchtete. Auf seinem Rücken saßen zwei Personen.

Bill und die Fremde!

Sie ritten in die Nacht hinein, als wollten sie die Unendlichkeit des Sternenhimmels ergründen. Bill saß vorn, Margareta hinter ihm. Sie hielt den Reporter mit beiden Armen umschlungen, als wollte sie bei ihm Halt für die Ewigkeit suchen.

Sheila rief seinen Namen, doch Bill hörte nicht. Jedenfalls reagierte er nicht darauf, und ihr Ruf verwehte in der stillen Winternacht.

Sheila spürte, daß sie jetzt Kraft haben mußte, so schwer es ihr auch fiel. Sie ging langsam zurück und stieß gegen die Kante der Tür. Als sie mit der Zungenspitze über ihre Lippen strich, schmeckte sie den salzigen Schweiß der Tropfen.

Noch einmal blickte sie hoch.

Der Himmel war weit, die Sterne funkelten, und es sah so aus, als hätten Bill und Margareta sie bereits erreicht, um zwischen ihnen in eine andere Welt einzutauchen.

Dann waren sie verschwunden.

Bei Sheila blieb nur mehr die Erinnerung zurück. Sie kam sich vor wie eine mondsüchtige Person, als sie über die Schwelle ins Haus zurückging. Sie fühlte sich verlassen, ausgelaugt, schwindlig. In ihrem Kopf rasten die Gedanken ohne eine klare Linie finden zu können. Dieser Unfall und die anschließende Entführung hatten sie erwischt wie ein harter Schlag ins Gesicht.

Mit zitternden Knien ging sie weiter und blieb erst stehen, als sie die auf dem Boden liegende Wölfin erreicht hatte. Dort beugte sie sich nieder, strich durch das Fell und schob eine Hand unter Nadines Kopf. Ihr schlimmer Verdacht hatte sich nicht erhärtet. Die Wölfin mit der Seele eines Menschen lebte noch.

Mit müden Bewegungen stand sie auf. Eigentlich hätte sie jetzt weinen sollen, nur wollten keine Tränen fließen. In ihr war etwas verhärtet, verstockt. Es gelang ihr nicht, sich durch einen Tränenfluß Erleichterung zu verschaffen.

Im Wohnraum wollte sie sich in einen Sessel setzen, als sie die Stimme ihres Sohnes vernahm.

»Mum, ich kann nicht schlafen, es ist so komisch.«

Sheila drehte sich um.

In der offenen Tür stand Johnny. Sein Gesicht wirkte müde, er strich über Stirn und Augen, bevor er leise aufschrie, denn er hatte Nadine am Boden liegen sehen. »Was ist mit ihr?«

»Sie schläft.«

Johnny bückte sich. Er streichelte das Fell der Wölfin, die sich unter den sanften, liebevollen Berührungen reckte und streckte, bevor sie aufstand. Johnny umschlang mit seinem Arm ihren Nacken und sah das Nicken der Mutter.

»Bitte, nimm sie wieder mit in dein Zimmer.«

»Ja, gleich. Was war denn, Mum?«

»Nichts, bitte…«

»Doch, du bist so anders. Irgend etwas ist geschehen? Sag doch was.« Er wurde bald zornig. »Und wo ist Dad?«

»Er mußte noch einmal weg.«

»Wohin denn?«

Sheila lächelte verkrampft. »Man hat ihn von einer Redaktion aus angerufen. Es geht da um einen Artikel, der gesetzt wird. Er ist in die Fleet Street gefahren.« Sheila war froh, über diese Ausrede. »Tu mir einen Gefallen und leg dich hin.«

Nadine machte es ihm vor. Sie löste sich aus seinem Griff und bewegte sich auf Johnnys Zimmer zu. Erst als sie nicht mehr zu sehen waren, atmete Sheila auf.

Sie wußte, daß sie etwas tun mußte. Schon einmal hatte sie versucht, John Sinclair anzurufen. Da war er nicht zu Hause gewesen, jetzt wollte sie noch einmal einen Versuch wagen.

Zitternd wartete sie ab, hielt eine Hand gegen ihre linke Brust gepreßt, unter der das Herz hart trommelte, und schluchzte fast auf, als sie die Stimme des Geisterjägers hörte…

***

Irgendein Kollege hatte mir den Tip gegeben, daß es in einem bestimmten Lokal in Soho, das erst vor einem Jahr seine Pforten geöffnet hatte, die besten Steaks geben sollte.

Ich hatte schon immer einmal dorthin gewollt, doch es war jedesmal etwas dazwischengekommen. Auch das neue Jahr hatte für Suko und mich fürchterlich begonnen, doch der letzte Fall war vergessen, und Suko hatte auch die beiden Leichen aus seiner Wohnung abholen lassen. Was mit dem Blindenheim geschah, mußte sich noch zeigen. Jedenfalls würde es keinen Leiter namens Jorge Tigana mehr geben, und die Mafia, allen voran Logan Costello, hatte sich auch bis auf die Knochen blamiert.[2]

Zum Glück reihte sich bei uns nicht Fall an Fall. Wir hatten zwischendurch auch Pausen, und mir war es gelungen, Suko dazu zu überreden, mit mir zusammen das Lokal zu besuchen, obwohl er kein großer Freund dicker Steaks war.

»Es sollen aber die besten sein. Die Kobe-Steaks sind so weich, die kannst du fast roh essen.«

Wir waren hingefahren. Ein Jugoslawe hielt den Laden toll in Schuß. Man sah in kleinen, zur rechten Seite hin offenen Nischen und konnte auf die lange Theke schauen, hinter der sich die zahlreichen Grills befanden, wo Männer in roten, langen Schürzen dabei waren, dicke Fleischstücke auf den Rost zu legen.

Suko entschied sich für das kleinste Steak. Ich nahm eines von der mittleren Größe, bestellte mir eine Kartoffel dazu und noch einen großen Salatteller.

Mein Freund bekam große Augen. »Das willst du alles essen?«

»Sicher.«

»Meine Güte, wo läßt du das?«

»Auf dem Klo«, erwiderte ich grinsend und drückte mich zurück, damit der Ober die Karaffe mit dem kräftigen Rotwein abstellen konnte, den ich mir zum Essen bestellt hatte. Suko hielt sich an einem Mineralwasser fest.

Da mußte ich ihn ja bewundern. Ich konnte von dem Zeug nicht viel trinken, weil ich immer das Gefühl hatte, hinterher Läuse im Bauch zu haben.

Irgendwie fühlte ich mich gut. Wie von einer Last befreit, denn Weihnachten und der Jahreswechsel hatten uns verdammt viele Probleme gebracht. An diesem Abend wollte ich ein ruhiges Essen genießen.

Ich schaute zu, wie die Steaks auf den Grill gelegt wurden. Das klappte wie am Schnürchen. Die Anlage saugte nicht alle Gerüche ab, so daß einige zu den Gästetischen wehten. Bei mir förderten sie noch den Appetit. Der Rotwein ließ sich gut trinken, er war nicht zu trocken.

»Und?« fragte Suko.

»Wie meist du?«

»Na ja, du sitzt hier, läßt nicht nur die Beine, auch deine Seele baumeln, denkst du gar nichts…«

»Das stimmt nicht!« unterbrach ich ihn. »Ich denke daran, daß wir es trotz allem gut haben.«

»Wenn du das sagst.« Er lächelte. »Nur habe ich dich selten derart euphorisch erlebt.«

»Das stimmt.«

»Woran liegt es?«

»Ich kann es dir nicht sagen. Das muß der Wetterumschwung sein. Die Luft ist ganz anders geworden. Erstens lauer und auch viel klarer. Hast du am heutigen Abend mal in den Himmel geschaut?«

»Nein.«

»Der war wie blankgefegt.«

»Regenklar.«

»Auch. Trotzdem, eine fast frühlingshafte Luft, der blanke Himmel, die Sterne konnte ich fast greifen. So wie bei einem klaren Winterhimmel in den Bergen.«

»Gib acht, daß du nicht zu poetisch wirst, Alter.«

»Ich habe dir nur erzählt, was ich fühle, damit auch du begreifst, weshalb ich mich auf den heutigen Abend freue.«

»Vergiß deinen Hunger nicht.«

»Der kommt noch hinzu.«

Mein Freund hob die Schultern. »Sorry, aber da kann ich leider nicht mitreden. Ich fühle mich wie immer.«

Der Ober kam. Zuerst stellte er die vollgepackten Salatschüsseln vor uns hin, dann die Steaks auf den Holzbrettern. Sie knisterten noch, so frisch waren sie, bedeckt von einer gut gewürzten Kruste, umgeben von Kräutern und der geteilten Folienkartoffel, in deren Spalt sich der Sauerrahm ausbreitete. In der weißen Soße schimmerten die Kräuter wie kleine, grüne Inseln.

Man wünschte uns einen guten Appetit, und ich war mir sicher, daß ich den haben würde.

Selbst Suko war von dem Fleisch angetan und gab dies auch offen zu.

Ich pflichtete ihm bei. »Einmalig!«

»Wie auch die Preise.«

»Keine Sorge, du bist eingeladen.«

»Dafür bezahle ich die Getränke.«

»Dann schaue ich mal nach, welchen Whisky sie haben.«
»Säufer.«
Wir flachsten noch ein wenig herum, und die Zeit verging wie im Flug. Ich hatte schließlich beide Teller geleert, im Gegensatz zu Suko, der den Salat nicht mehr schaffte. »Willst du ihn noch essen, John?«
Mit beiden Händen strich ich in Richtung Bauch. »Nein, nein, um Himmels willen, sonst werde ich noch gemästet.«
»Ich habe es nur gut gemeint.«
Als der Ober abräumte, freute er sich über die fast leeren Teller und erkundigte sich nach einem Verdauungsschnaps.
»Wenn Sie einen guten haben, immer.«
Er nickte mir zu. »Den habe ich. Importiert aus meiner Heimat Serbien. Den brauen sie dort noch selbst. Wenn sie ihn trinken, haben sie das Gefühl, wie ein Adler wegfliegen zu können.«
»Dann bringen Sie mir mal diese flüssige Rakete. Am besten einen Doppelten.«
»Gern. Sie auch, Mister?«
Suko hob beide Hände. »Bewahre, ich möchte noch etwas länger am Leben bleiben.«
»Das wird der andere Herr auch. Ihm geht es dann nur um eine Idee besser.«
»Das bleibt abzuwarten.«
Es dauerte nicht einmal eine halbe Minute, bis das Getränk vor mir stand. In einem kleinen Kelch war er serviert worden. Die Farbe lag zwischen Gelb, Braun und Rot, undefinierbar. Suko grinste, als ich das Glas anhob.
»Willst du nicht noch einen letzten Abschiedsgruß an mich schicken?« fragte er.
»Ha, ha.«
Er starrte mich an, ich schaute über den Rand des Glases hinweg und setzte es an.
Zuerst ein kleiner Schluck, zu spüren war nichts. Deshalb wurde ich mutiger und leerte den gesamten Inhalt. Noch immer merkte ich nichts. Die etwas ölige Flüssigkeit rann durch meine Kehle.
Plötzlich geschah es!
Es war eine Explosion, der absolute Wahnsinn in meinem Magen.
Ich hatte das Gefühl, innerlich auseinandergerissen zu werden. Hastig stellte ich das leere Glas ab, um beide Hände freizuhaben, damit ich über meinen Bauch streichen konnte, weil ich nachfühlen wollte, ob sich die Haut nicht geöffnet hatte.
Ich bekam keine Luft mehr. Tränen schossen mir in die Augen. Ich riß den Mund auf, schnappte vergeblich nach Luft. Ein erlösendes Zittern durchlief meinen Körper. In den Augen schimmerte das Tränenwasser. Ich war bleich geworden, mußte husten, riß mich aber

zusammen, weil ich Sukos Feixen sah und seinen Kommentar hörte:
»Freiwillig wirst du wohl kaum Urlaub in Serbien machen, wenn es da Getränke wie dieses an jeder Ecke gibt.«
Ich konnte nicht antworten, obwohl ich es versuchte. »Hach… hach … uch … och …« Es waren Laute, die in einen Zeichentrickfilm gepaßt hätten, akustische Comicblasen.
Zum Glück schimmerte noch Wein im Glas. Ich kippte ihn nach und merkte nichts.
Der Ober stand an der Theke und schaute zu uns herüber. »Gleich geht es besser«, versprach er, weil er meine Not erkannte und Mitleid mit mir hatte.
»Sie können sicherheitshalber schon einen Krankenwagen rufen«, meinte Suko, sah aber mein Kopfschütteln, denn mir ging es tatsächlich wieder gut.
Das Brennen gab es nicht mehr, keine Explosion im Magen, dafür ein Gefühl, das ich mit wonnig umschreiben konnte. Aber die Sprache hatte ich zurückgefunden und stellte fest, daß der Druck des Essens verschwunden war.
»Du solltest ihn probieren, Suko. Er ist wirklich einmalig gut. Zuerst nicht, aber dann. Der härteste Grappa schmeckt dagegen wie Mineralwasser.«
»Dann bleibe ich lieber gleich dabei.« Suko hob sein Glas an.
Ich nickte dem Ober zu. »Sie hatten recht, er räumt wirklich auf. Aber noch einen möchte ich nicht haben.«
»Das wäre auch ungesund.«
»So«, sagte Suko und schaute auf seine Uhr. »Das hätten wir. Und was machen wir jetzt?«
»Willst du schon nach Hause?«
»Davon habe ich nichts gesagt.«
»Es hörte sich so an, ich…« Mitten im Satz brach ich ab, denn ich spürte etwas, das nicht normal war. Es hing mit meinem Kreuz zusammen, daß sich »meldete«!
Suko hatte an meinem Gesichtsausdruck ebenfalls die Veränderung erkannt. »He, was ist los?«
»Das Kreuz…«
Der Blick des Inspektors wurde hart. »Was ist mit ihm? Spürst du eine Reaktion?«
»Ja.« Ich drehte mich so, daß ich mit dem Rücken zum Gang hin saß, umfaßte die schmale Kette und zog das Kreuz aus meinem Hemdausschnitt hervor.
Suko bekam Stielaugen und schielte über den Tisch hinweg. Ich hielt das Kreuz so, daß es zwischen Tisch und Rückbank verborgen blieb. Suko konnte es nicht sehen, dafür ich.
Was ich mir schon gedacht hatte, war tatsächlich eingetreten. An den

vier Enden strahlte es auf. Immer nur für einen kurzen Augenblick, dann brach das Licht zusammen.

Flackernde, mit Magie geladene Birnen, dabei flach auf dem Silber liegend, so kam es mir vor. Gleichzeitig faßte ich es als Warnung auf. Wenn sich das Kreuz auf diese Art und Weise »meldete« mußte in seiner Nähe irgendein schwarzmagischer Vorgang ablaufen.

Ich blieb sitzen, als ich mich vorsichtig umdrehte. Auch Suko schaute gespannt in das Lokal hinein, doch da war nichts Verdächtiges zu sehen. Der Betrieb lief völlig normal ab.

Wir hörten die Unterhaltungen der übrigen Gäste als gedämpftes Murmeln. Wir konnten uns auf das Zischen konzentrieren, wenn Fleisch auf die Grillplatten gelegt wurde, die leise Backgroundmusik aus den versteckten Boxen, das alles kam zusammen, das alles war völlig normal.

Ich hob die Hand und ließ Suko einen Blick auf das Kreuz werfen.

Auch er sah Funkeln, starrte mich an, holte tief Luft und hob dann die Schultern.

»Bestimmt kein Fehlalarm«, sagte ich.

»Das glaube ich auch. Aber wo steckt der Feind?«

»Gut gefragt, antworten kann ich trotzdem nicht. Na ja, wir werden sehen. Jedenfalls möchte ich zahlen.« Ich winkte den Ober heran, beglich die Rechnung und legte noch ein Trinkgeld hinzu. Als Suko mir das Geld für die Getränke zurückgehen wollte, winkte ich ab. »Beim nächstenmal bist du an der Reihe.«

»Aber nur, wenn du wieder diesen explosiven Schnaps trinkst.«

»Keine Sorge, einmal ist keinmal.«

Wir schoben uns aus der Bank, holten die Jacken von der Garderobe und verließen das Eckrestaurant.

Der Betrieb lief normal ab. Autoschlangen rollten an uns vorbei; Lichter glänzten auf dem Asphalt, Hausleuchten strahlten gegen die Wände oder zuckten als Reklamelichter in bunten Intervallen auf.

Und über uns der Himmel!

Es war bei mir wie ein Zwang. Ich mußte den Kopf einfach heben und mir diese herrliche Sternenpracht auf dem wolkenlosen, blankgefegten Firmament anschauen.

Es war wie eine Sucht. So eine Nacht hatte ich in London seit langem nicht mehr erlebt. Schon gar nicht im Januar. Mir kam das sehr merkwürdig und auch ungewöhnlich vor.

Ja, so ungewöhnliche wie das Aufblitzen an meinen Kreuzenden.

Als wäre die Natur durcheinander geraten.

Ich schüttelte den Kopf. »Suko, das ist keine normale Nacht. Ich spüre kaum Müdigkeit, das Blut läuft kribbelnd…«

»Fehlt nur noch der Vergleich mit dem Champagner.«

»Ja, so ähnlich. Ich habe den Eindruck, als würde noch etwas

passieren.«
»Denkst du das deshalb, weil sich dein Kreuz gemeldet hat?«
»Ja.«
»Das kann Zufall sein.«
»Nein, das Kreuz…«
»Ich meine, weil es sich gerade in dieser recht ungewöhnlichen Nacht gemeldet hat.«
»Ob es uns vor einem kommenden Ereignis warnen wollte?« Ich lachte leise. »Das ist natürlich drin, muß aber nicht sein.« Ich winkte ab. »Nun ja, mal sehen, ob sich noch etwas tut. Ich jedenfalls werde das unbestimmte Gefühl nicht los, daß wir noch einigen Ärger bekommen können.«
»Das heißt, du willst nach Hause.«
»Vorerst jedenfalls.«
»Moment mal. Rechnest du denn damit, daß wir noch einmal aus der Wohnung müssen?«
»In dieser Nacht ist alles möglich.«
Suko krauste die Stirn, sagte sonst nichts und ging schon vor zu der Stelle, wo er seinen BMW abgestellt hatte. Ich folgte ihm langsamer, den Blick noch immer gegen den Nachthimmel gerichtet und dachte auch an die Warnung meines Kreuzes.
Irgend etwas würde in der Nacht noch geschehen, dessen war ich mir sicher.
Suko wartete bereits. »Los, du Trödler, einsteigen!«
Ich ließ mich auf den Beifahrersitz fallen. Der Motor bekam Stoff, und Suko schoß aus der Lücke. Seit er den BMW hatte, war er wieder voll da. Selbst der alten Harley Davidson trauerte er nicht mehr nach.
Bis zum Ziel war es nicht weit. Wir mußten um einige Straßenecken kurven und hätten den Wagen auch nicht gebraucht, aber wir waren vom Büro aus direkt losgefahren.
Als wir in die Tiefgarage rollten, lächelte Suko. »Du hast dich geirrt, mein Freund. Es ist nichts geschehen.«
»Noch ist die Nacht nicht vorbei.«
»Das hört sich an, als wolltest du raus.«
»Ich gehe nur nicht ins Bett.«
»Dein Problem.« Suko gähnte, als er den Flitzer in die Parktasche rollen ließ. »Ich jedenfalls haue mich auf die Matratze, später sehen wir dann weiter.«
»Okay, gute Nacht?«
Das sagte ich ihm bereits oben vor der Tür. Unsere Apartments befanden sich nebeneinander. Als ich die Tür schließen wollte, hörte ich noch einmal Sukos Stimme. »Sollte sich dein Kreuz wieder melden, gib mir ruhig Bescheid.«
»Mach’ ich.«

Die Wohnung kam mir so kalt und leer vor. Das passierte mir immer dann, wenn ich aus einem Lokal oder von einem Ort kam, wo es mir gut gefallen hatte. Der zuletzt genossene Schnaps hatte zwar meinen Magen aufgeräumt, gleichzeitig auch einen gewissen Durst erzeugt, den ich mit einer Flache Bier löschen wollte. Ich nahm sie aus dem Kühlschrank, ging in den Wohnraum und schaltete die Flimmerkiste ein.

Den Film oder was immer die Glotze hervorbrachte, konnte ich mir nicht ansehen. Denn nach dem ersten Schluck Bier meldete sich das Telefon. Also doch, dachte ich und hob ab.

Mit jedem Anrufer hatte ich gerechnet, aber nicht mit der Person, die tatsächlich mit mir telefonierte.

»John«, hörte ich die Stimme von Sheila Conolly, »endlich – ich… ich weiß nicht mehr weiter…«

***

Diese Nacht im frühen Januar hatte es wirklich in sich. Nicht allein die Conollys waren davon betroffen worden oder der Geisterjäger John Sinclair, auch im Haus der Lady Sarah spürte jemand, daß diese Stunden nicht mit den normalen zu vergleichen waren.

Es war die ehemalige Hexe Jane Collins, die sich ihren Mantel überstreifte und der Horror-Oma, bei der sie wohnte, zunickte, als diese Jane fragend anschaute.

»Tut mir leid. Ich muß noch kurz weg.«

»Und wohin?«

»Irgendwohin, Sarah. Ich kann einfach nicht hier im Haus bleiben. Es treibt mich hinaus.«

Sarah Goldwyn schüttelte den Kopf. »Das verstehe ich nicht«, sagte sie. »Wenn du keine Verabredung hast…«

»Die habe ich.«

Die Horror-Oma lächelte. »Darf man fragen, mit wem du dich da triffst?«

»Das darfst du. Mit der Nacht, mit der Dunkelheit und dem Sternenhimmel. Mit diesen drei Partnern.«

»Jane, ich bitte dich. Jetzt drehst du aber durch. Das kann ich nicht glauben.«

»Es ist aber so.«

»Nein, bitte, ich…«

Jane legte der älteren Frau ihre Hände auf die Schultern. »Hast du denn nichts gespürt?«

Sarah schüttelte den Kopf. »Überhaupt nichts, Kind. Was sollte ich auch gespürt haben?«

»Das diese Nacht anders ist.«

»Ja, da hast du recht.« Sie nickte heftig. »Es ist viel zu warm für diese

Jahreszeit.«
»Stimmt.« Jetzt lächelte Jane fast melancholisch. »Und hast du schon in den Himmel geschaut?«
»Nein.«
»Das solltest du aber.« Sie stand dicht bei der Haustür und öffnete.
»Schau in den Himmel. Sieh dir diese klare Pracht der Sterne an, dann atme tief ein. Ist das nicht anders als sonst?«
Lady Sarah ließ sich Zeit mit einer Erwiderung. Schließlich nickte sie. »Du hast recht, Jane. Das ist wirklich anders. Fast wie im Frühling. Dabei hat der Januar erst begonnen.«
»Das hat etwas zu bedeuten«, wisperte Jane.
»Ach – und was?«
»Wenn der Himmel diese Klarheit besitzt und sich praktisch öffnet, haben wir die Gewähr dafür bekommen, daß andere Mächte bereit sind, unsere Dimension zu besuchen. Besucher aus anderen Welten, Dimensionen und so…«
»Ach, das kann ich nicht glauben.«
»Doch, Sarah, glaube mir. Es ist anders geworden. Die Luft kann man atmen oder trinken. Ich höre ein Klingen, ein Brausen und habe das Gefühl, als wäre mein Blut zu Sekt geworden. Ich merke die innere Unruhe wie selten in der letzten Zeit.«
»Und mir ist es kalt«, erklärte Lady Sarah.
»Klar, du hast auch keinen Mantel an.« Jane drückte die Horror-Oma wieder zurück ins Haus. »Wie gesagt, ich muß einfach noch etwas Spazierengehen.«
»Aber gib auf dich acht, Kind.«
Jane nickte lächelnd, bevor sie sich tänzelnd umdrehte. »Keine Sorge, mir passiert schon nichts. Nicht in dieser Nacht.« Lachend ging sie davon, den besorgten Blick der Sarah Goldwyn ignorierend, die hinter ihr die Haustür schloß.
Jane swingte weiter.
Als normales Gehen oder Laufen konnte man ihre Schritte schon nicht mehr bezeichnen. In ihrem Gang schwebte Musik, als würde nur sie den Takt hören, nach dem sie sich weiter fort die Straße hinabbewegte. Sie fühlte sich herrlich wie seit langem nicht mehr und hätte die ganze Welt umarmen können.
An Gefahren dachte sie nicht…
Es kam ihr tatsächlich vor, als wäre in dieser Nacht alles anders geworden. Der Himmel war zum Greifen nahe, die Sterne schimmerten wie kostbare Juwelen. Gegen ihr Licht verblaßte auch die schmale Gondel des Halbmonds, der sich ebenfalls in der Weite des Himmels abzeichnete.
Der Verkehr floß normal, dennoch um eine Idee schneller oder spritziger, als Jane annahm.

So tänzelte sie weiter. Nicht sie allein befand sich auf dem Gehsteig. Auch andere Menschen hatte es nicht in ihren Häusern und Wohnungen gehalten. Sie spazierten durch die verhältnismäßig milde Nacht, als sie den Frühling mit offenen Armen empfingen. Offen ließen sie dabei zumeist ihre Mäntel, die hinter ihnen herwehten und wie Fahnen in die Höhen schwangen.

Eine herrliche Nacht.

Jane dachte auch an John Sinclair. Eigentlich hätte er jetzt zu ihr gehört. Ein kleiner Gang durch die Dunkelheit, irgendwo ein Glas trinken und anschließend…

Sie lachte selbst laut, als sie an das Anschließend dachte. Menschen, die ihr entgegenkamen, schauten sie verwundert an, lachten dann mit, und Jane rief: »Ist das nicht eine herrliche Nacht? Ich fühlte mich wie in Badewanne mit Champagner gesetzt. Einfach unbeschreiblich…«

Sie erreichte eine Kreuzung. Der alte Baumbestand war in dieser Gegend noch gelassen worden. Wenn Fahrzeuge parkten, standen sie meist in den Lücken zwischen den Bäumen.

Auch Jane stoppte in einer solchen Lücke ihre Schritte. Die Stämme wuchsen aus kleinen Grasinseln hervor, bevor sich das mächtige Astwerk verzweigte.

Jane schaute durch die Lücken gegen den Himmel und glaubte auch, ein Licht zu erkennen. Es hielt den Vergleich mit einer Sternschnuppe stand und bewegte sich sehr heftig zwischen den anderen Gestirnen, bevor es explosionsartig verschwand.

Ein Omen?

Die Detektivin senkte den Kopf. Einen Teil ihrer Haare hatte sie zu lockigen Schrauben gedreht, die ihr beim Bücken in die Stirn fielen und über die Haut streichelten.

Wo Licht ist, gibt es auch Schatten!

Jane Collins dachte zwar nicht an dieses Sprichwort, nur bekam sie es bewiesen, als sie sich wieder aufrichtete und eine zweite Person innerhalb der Lücke zwischen den beiden Bäumen sah.

Eine Frau!

Hochgewachsen, dunkelhaarig, in einem langen, roten Kleid, mit goldenen Ohrringen und einem Reifen um die Stirn. Darunter dunkle Augenbrauen und ebenso dunkle Pupillen.

Sie starrte Jane an, und Jane schaute zurück. Etwas zog sich in ihrem Innern zusammen, das gute Gefühl schwand dahin und schuf dem direkten Gegenteil Platz.

Ein Strom des Unbehagens durchfloß sie, noch keine Furcht, aber sie blieb lauernd stehen. Woher war die Frau so plötzlich gekommen? Wie ein Phantom war sie aufgetaucht und stand Jane Collins gegenüber, ohne daß sie etwas tat. Sie sprach die blonde Detektivin nicht einmal an.

Jane hatte einige Zeit ihres Lebens als Hexe verbringen müssen.

Reste davon befanden sich noch in ihr und drückten manches Mal auf ihr seelisches Gleichgewicht. Durch ihr ehemaliges Hexendasein war ein gewisses Erbe zurückgeblieben. Jane gehörte zu den Menschen, die einen sechsten Sinn besaßen, sie konnte mit den Gedanken fühlen, abtasten, etwas herausfinden und sich in die Gedankenwelt anderer Menschen ein wenig hineinversetzen.

So auch jetzt. Gerade in dieser Nacht waren die Sinne äußerst geschärft worden. Mit sicherem Instinkt spürte Jane, daß diese Person nicht von dieser Welt stammte, obwohl sie ein menschliches Aussehen besaß.

»Wer bist du?« fragte sie.

»Margareta.«

»Ein außergewöhnlicher Name, aber er sagt nicht viel über dich aus. Erzähl mir mehr.«

Die Dunkelhaarige nickte. »Ja, das werde ich. Wir gehören zusammen. Ich habe dich gesucht und gefunden, denn ich will, daß du mit mir gehst, Jane.«

»Wieso gehören wir zusammen.«

»Als Hexen!«

Jane lachte und beugte dabei ihren Kopf zurück. »Tut mir leid für dich, aber als Hexe sehe ich mich nun wirklich nicht an. Nein, das kannst du dir abschminken. Die Zeit ist vorbei.«

»Für mich nicht!«

Die drei Worte irritierten Jane Collins. Nicht weil sie gesprochen worden waren, es lag an der Schärfe des Ausspruchs. Diese unbekannte Person vor ihr wußte genau, was sie wollte. Bei ihr stand der Plan längst fest.

Stolz stand sie da. Eine Person, die genau wußte, was sie wert war, die nichts von ihren Plänen abbringen konnte. Sie schaute Jane entgegen. In ihren Augen flimmerte es wie dunkles Sternenlicht, und der Detektivin rann eine Gänsehaut über den Rücken. Auch in ihr verbargen sich Teile der alten Hexenkräfte. Sie tastete sich an ihre Gegnerin heran und merkte genau, daß sie eine mächtige Feindin vor sich hatte, falls man ihr nicht den Willen ließ.

»Es tut mir leid«, sagte ich trotzdem. »Ich kann dir nicht helfen. Ich muß auch gehen. Ich habe mir nur etwas die Beine vertreten. Es ist eine besondere Luft heute. Diese Nacht kann anders sein als die meisten – du verstehst?«

»Ja, ja, hab' dich schon begriffen. Diese Nacht ist auch anders. Da öffnen sich Tore. Da hatte der Mensch die Chance, das All zu begreifen, Magie in sich einfließen zu lassen, die nichts anderes ist als Ströme der Seele. Man muß nur daran glauben und fest auf sie vertrauen, kleine Jane.«

»Woher kennst du mich?«
»Sollten sich die Hexen nicht untereinander kennen?«
»Ich war eine Hexe!« stellte Jane richtig. »Das ist vorbei. Nimm es endlich zur Kenntnis!«
»Man wird es nie los, das solltest du wissen.« Margareta hob einen Arm. Sie winkelte den Zeigefinger ab und zeichnete in der Luft einen Kreis nach, der plötzlich blau leuchtete. »Es ist unser Schicksal oder unser Fluch, uns immer im Kreis zu bewegen. Alles kreist. Der Mikro – der Makrokosmos, und wir bewegen uns ebenfalls in einem Kreis, aus dem es kein Entrinnen gibt. Daß du uns verlassen hast, ist rein äußerlich geschehen. Innerlich gehörst du noch zu uns. Es ist daran zu sehen, daß ich gekommen bin, um dich zu holen.«
Jane spürte an diesem Abend eine besondere Stimmung. Normalerweise wäre sie längst gegangen, jetzt wollte sie auch den Grund erfahren. Andere Spaziergänger, die vorbeigingen, warfen ihnen ab und zu Blicke zu, kümmerten sich ansonsten nur um sich. »Wohin willst du mich holen? Vielleicht in die Hölle?«
Margareta lachte. »Das ist typisch. Nein, nicht in die Hölle, nicht zum Teufel. Auf dich wartete etwas anderes.«
»Was?«
»Das Überschreiten der Dimension. Jenseits der menschlichen Sicht liegt ein gewaltiges Land, das den Namen Hexenland trägt. Dort werden wir beide hingehen.«
Jane lachte und breitete die Arme aus. »Was soll ich denn dort? Ich fühle mich hier wohl.«
»Ich habe nicht gesagt, daß es für immer sein wird. Du sollst nur mitkommen und eine Aufgabe erfüllen.«
»Welche?«
»Das werde ich dir sagen, wenn wir dort sind. Es ist ein wunderbares Land. Wir alle fühlen uns dort wohl. Dieses Land ist für uns wie geschaffen, das kannst du noch alles sehen.«
»Wie gelange ich dorthin?«
»Zusammen mit mir. Wir werden reiten. Der weiße Hirsch wird uns in das geheimnisvolle Reich hineinbringen. Du brauchst keine Furcht zu haben, dort wird es dir gut ergehen, wenn du dich nur an die Regeln hältst. Das ist alles.«
»Man kann Hexen nicht trauen«, erklärte Jane Collins. »Außerdem gefällt es mir hier viel besser.«
»Du hast keinen Vergleich.«
»Das stimmt. Trotzdem bleibe ich hier.« Jane wollte das Gespräch beenden. Nicht allein deshalb, weil es ihr gegen den Strich ging, es war auch nicht so warm, um in einem dünnen Mantel draußen zu stehen. Sie fror ein wenig.
»Schade«, sagte Margareta und senkte den Kopf.

»Ja, da hast du Pech gehabt.« Jane blieb nicht mehr stehen. Sie drehte sich zur Seite und wollte den gleichen Weg zurückgehen, den sie auch gekommen war.

Margareta blieb stehen. Sie drehte nur den Kopf, um Jane mit den Blicken zu verfolgen. Als sich die blonde Frau mit ihr auf gleicher Höhe befand, griff sie ein. Sie trat nur einen Schritt zur Seite und streckte den Arm aus. Die Hand legte sie dabei auf Jane Collins Schulter.

Jane zuckte zusammen. Es rann durch ihren Körper wie ein Stromschlag und setzte sie außer Gefecht. Sie drehte sich, schaute Margareta an, deren Augen ungewöhnlich leuchteten, als wären sie mit Sternen-Energie gefüllt.

Janes Widerstand schmolz von einer Sekunde zur anderen. Sie konnte nichts mehr tun, die dunkelhaarige Hexe aus einer anderen Welt besaß plötzlich Macht über sie.

Stocksteif blieb Jane stehen. Margareta trat dicht an sie heran und schüttelte den Kopf. »Ich hatte vergessen, dir zu sagen, daß ich immer alles bekomme, was ich will. Auch das ist Hexenart, liebe Jane. Ich habe dich auserwählt, und ich denke nicht daran, dich aufzugeben. Du wirst mir folgen.«

Jane konnte keine Antwort geben. Etwas in ihrem Innern war blockiert. Obwohl sie sich noch in der normalen Welt befand, hatte sie den Eindruck durch die Unendlichkeit zu fliegen. Dabei wurde sie nur von Margareta gefühlt, die ihre Hand ergriffen hatte und mit ihr zusammen auf die Straße ging.

Sie kümmerte sich nicht um den Verkehr, hatte auch das Glück, daß im Augenblick niemand heranfuhr, blieb auf der Straßenmitte stehen und schnippte mit den Fingern. Als sie den Mittelfinger und den Daumen gegeneinanderrieb, sprühten plötzlich Funken in die Höhe, wurden zu einer blitzenden, blauen Bahn, die einen Halbbogen zeichnete, dessen Anfang und Ende eine Gestalt umschloß, die die Menschen als Fabeltier kannte. Es war der weiße Hirsch.

Ruhig stand er auf der Fahrbahn. Sein mächtiges Geweih wirkte ebenfalls lichtumflort, die Augen wurden vom Glanz des silbrigen Scheins umspielt.

Margareta griff zu. Sie umfaßte Jane Collins' Hüften und hob sie leicht auf den Rücken des Tieres.

Von zwei Seiten näherten sich Autos. Deren Fahrer bekamen supergroße Augen, als sie das unglaubliche Bild erkannten. Das Bremsen geschah mit großer Hast. Es glich schon einem Zufall, daß es zu keiner Kollision kam.

Der Hirsch mit den beiden Frauen auf dem Rücken startete. Er lief nicht, wie es normalerweise der Fall sein müßte, plötzlich startete er wie ein Flugzeug und jagte in die Luft hinein.

Der Nachthimmel wirkte auf ihn wie ein Magnet. Er zog ihn an, das Sternenlicht lockte ihn, und er jagte wie ein Komet hinein in die Unendlichkeit des Alls.

Menschen standen da, hatten ihre Wagen verlassen, schauten sich gegenseitig an, hoben die Schultern, sprachen miteinander und redeten dabei wirr durcheinander. Eine Erklärung konnte niemand geben. Die aufgeklärten Londoner standen da und staunten.

»Was war das?« fragte eine junge Frau und schaute ihren Begleiter auffordernd an.

»Ich habe keine Ahnung.«

»Engel!« rief jemand. »Das müssen Engel gewesen sein. Es gibt keine andere Erklärung.«

Ein Mann fing an zu lachen. »Hören Sie auf, Weihnachten ist vorbei. Ich weiß, was es ist!«

»Ja?«

»Supermann in weiblicher Form. Ein verdammt guter Werbetrick der Filmfirma.«

Niemand stimmte ihm zu. Die Zeugen waren doch sehr nachdenklich geworden…

***

Die Unruhe dieser Nacht hatte schließlich auch Sarah Goldwyn erfaßt. Kaum war Jane Collins verschwunden, da spürte auch sie, daß etwas nicht stimmte. Im Haus selbst und auch vor dem Gebäude war alles so geblieben, wie immer, aber die gesamte Umgebung schien ausgetauscht worden zu sein. Sie prickelte, und es existierten auch keine Hindernisse, die sie hätten aufhalten können.

Sie drang durch die Fenster und Mauern in Lady Sarahs Haus. Unruhe stieg in der Horror-Oma hoch, noch keine Furcht, so etwas wie Besorgnis.

Unruhig lief Sarah hin und her. Von der Tür zum Fenster, vom Fenster in den Wohnraum und wieder zurück. Sie hätte Jane zurückhalten müssen. Ihr kam es jetzt vor, als wäre die Detektivin in eine andere Welt hineingeschritten.

Das war nicht gut…

Schließlich hielt es die Horror-Oma nicht länger zwischen ihren eigenen vier Wänden aus. Sie streifte sich den Mantel über und verließ das Haus, ging aber nicht weit weg, sondern blieb auf dem schmalen Weg im Vorgarten stehen.

Von dieser Stelle aus konnte sie auch rechts und links den Gehsteig hochschauen.

Von Jane war nichts zu sehen. Sie hatte sich in der Zwischenzeit ziemlich weit entfernt. Wenn sie um den großen Block ging, würde es noch eine Weile dauern, bis sie zurückkehrte.

Sarah sah nichts Verdächtiges. Es waren nur mehr Menschen an diesem Abend unterwegs als sonst, weil sie das ungewöhnliche Wetter vor die Tür getrieben hatte.

Zwei Nachbarinnen kamen vorbei. Sie grüßten, blieben stehen und fragten: »Ist das nicht ein Wetter, Mrs. Goldwyn? Frühling im Januar. So etwas haben wir noch nie erlebt.«

»Ja, das stimmt.«

»Haben Sie denn schon eine Erklärung?«

»Auch nicht.«

»Laß uns weitergehen, Emily!« drängte die andere. »Ich möchte meinen Tee trinken.«

»Klar. Gute Nacht.«

Sarah grüßte zurück und schaute den zwei älteren Frauen hinterher. Lieber wäre es ihr gewesen, wenn sie Jane hätte sehen können, aber die ließ sich nicht blicken und dehnte ihren abendlichen Spaziergang ziemlich aus.

Oder war ihr etwas passiert?

In einer Nacht wie dieser, wo fast alles auf den Kopf gestellt wurde, war vieles möglich. Da konnte man als Mensch leicht in eine Falle tappen, ohne irgendwelche Warnungen zu hören, die trotzdem ausgesprochen worden waren.

Bei einem derartigen Wetter machte man zu leicht Fehler. Da ließ man sich von den Gefühlen leiten, nicht vom Verstand. Das konnte manchmal von Vorteil sein, aber nicht immer.

Sie wollte schon wieder ins Haus gehen, als ihr etwas auffiel. Auf der Straße, allerdings relativ weit von ihr entfernt, hatten mehrere Fahrer gestoppt, und zwar in beiden Richtungen. Somit war die Fahrbahn für den anderen Verkehr gesperrt.

Das mußte einen Grund haben, den Sarah Goldwyn herausfinden wollte. Sie wandte sich nach links und brauchte nicht weit zu gehen, um das Phantastische zu erkennen.

In Höhe des zweiten Nachbarhauses hatte sie angehalten. Zur Straße hin waren die Bäume vor kurzem gestutzt worden, deshalb besaß sie auch einen sehr günstigen Blick.

Von der Straße her war er gestartet. Ein Tier, ein Hirsch, ein Fabelwesen mit einem fast schneeweißen Fell, dem großen Kopf und dem mächtigen Geweih.

Sarah Goldwyn stand auf der Stelle und staunte mit offenem Mund. Sie konnte das Phänomen nicht fassen, doch nicht der Hirsch interessierte sie, es waren die beiden Personen, die auf seinem Rücken hockten und in den Nachthimmel hineinjagten.

Jane Collins zusammen mit einer ihr unbekannten, dunkelhaarigen Frau. Sie hatte den Platz hinter Jane eingenommen und umschlang die Detektivin mit beiden Armen.

Nur für eine winzige Zeitspanne noch waren sie zu sehen. Dann schienen sie in das dunkelblaue Tuch des Himmels eingetaucht zu sein und waren nicht mehr zu sehen.

Lady Sarah ging rückwärts, ohne es zu merken. Sie stieß gegen einen Zaun, schreckte erst dann hoch, schüttelte den Kopf und atmete heftig. Was ihr dort gezeigt worden war, das war unerklärbar.

Rational nicht, nur mit magischen Mitteln.

Die Nacht – ja, es lag an der Nacht. Lady Sarah hatte es geahnt, aber nicht wahrhaben wollen. Und doch mußte es so gewesen sein.

Diese Nacht brachte alles durcheinander. Sie war geschaffen für Geister, für fremde Wesen, die ihre Welt verließen, um einzutauchen in eine ganz andere. Sarah begann zu zittern. So nervös und fast panikerfüllt war sie seit langem nicht mehr gewesen. Es gab für sie nur eine Möglichkeit. Zurückholen konnte sie persönlich Jane Collins nicht. Sie war entführt worden und befand sich längst in einer anderen Dimension. Damit kannte sich Lady Sarah aus. Wenn jemand etwas erreichte, dann war es John Sinclair.

So rasch wie möglich hetzte sie zurück zu ihrem Haus, direkt zum Telefon. Mit zitternden Fingern wählte sie Johns Nummer, bekam keine Verbindung, fluchte wenig damenhaft und versuchte es ein Apartment weiter, bei Suko.

Der hob ab.

»Ist John Sinclair zu sprechen?«

»Nein, er ist weg.«

»Wo? Weißt du das?«

Suko lachte. »Meine Güte, wie klingst du? Was ist denn geschehen, Sarah?«

»Bitte, ich kann es dir nicht erklären. Nur soviel: Jane Collins wurde entführt. Ich muß John sprechen.«

»Wieso entführt?«

»Man hat sie mitgenommen.«

»Wer?«

»Eine Frau. Sie sind auf einem weißen Hirsch in den Nachthimmel hineingeritten. Ich weiß, das klingt unglaubhaft, aber ich habe mich nicht geirrt und es mit eigenen Augen gesehen. Bitte, Suko, ich weiß nicht mehr, was ich machen soll.«

»John hat mir gesagt, daß er zu Sheila fahren will. Dort ist auch der Teufel los. Jemand hat Bill mitgenommen.«

»Wer?«

»Keine Ahnung.«

Die Horror-Oma schaltete schnell. »Vielleicht«, so flüsterte sie, »war es die gleiche Person.«

»Die mit dem weißen Hirsch?«

»Genau.«

»Ich weiß nicht so recht…«

»Alles klar, Suko, ich werde mich wieder melden. Aber zuvor muß ich John erreichen. Bis später.« Sie legte hastig auf und setzte sich erst einmal. Die Hektik der letzten Viertelstunde war doch etwas viel für sie gewesen.

»Was hat sich uns da geöffnet?« flüsterte sie. »Was kommt da noch auf uns zu?« Sie konnte nicht vermeiden, daß sich auf ihren Rücken eine Gänsehaut legte…

***

Ich hatte Suko von Sheilas Anruf informiert, ohne jedoch auf Einzelheiten eingegangen zu sein. Danach war ich losgefahren und froh dabei, nicht viel getrunken zu haben. Hinzu war das ordentliche Essen gekommen, so daß ich mich mit ruhigem Gewissen hinter das Lenkrad des Rovers hatte setzen können.

Bei den Conollys angekommen, fand ich zwei Dinge vor. Zunächst ein weit offen stehendes Tor und einen erleuchteten Vorgarten. Es war verständlich, daß Sheila nicht in der Dunkelheit bleiben wollte.

Licht bedeutete nicht nur Helligkeit, auch Hoffnung.

Den Weg durch den Garten kannte ich im Schlaf. Er führte in Kurven den künstlichen Hügel hoch und endete vor dem Haus und der dort angebauten Garage.

Sheila hatte mich längst gehört. Sie erwartete mich in der offenstehenden Haustür. Nadine, die Wölfin stand neben ihr. Das Tier machte mir einen schlappen Eindruck.

»John, endlich.« Sie fiel mir in die Arme. »Ich will nicht weinen«, flüsterte sie, »aber es ist furchtbar.« Sheila zitterte. »Wir… wir müssen etwas tun.«

»Laß uns erst einmal ins Haus gehen.«

»Ja, natürlich.«

Ich schloß die Tür und schaute zu, wie Sheila den Weg zum Wohnraum einschlug. Sie ging so, als hätte sie einiges getrunken, was ich mir bei ihr jedoch kaum vorstellen konnte.

Ich mußte sie in einen Sessel drücken, ihr einen Whisky einschenken, den sie langsam trank und sie zunächst einmal soweit beruhigen, daß sie in der Lage war, mir alles haarklein zu berichten.

Dann hörte ich zu und kam aus dem Staunen nicht heraus. Es ging nicht allein um das Erscheinen der ungewöhnlichen Frau namens Margareta, nein, auch Bills Gefühle interessierten mich, denn er hatte seine dreieckige Narbe auf der Brust gespürt. Das war noch nie vorgekommen, seit ihm Alva diesen Feuerkuß auf den Körper gebrannt hatte.

»Es muß also mit dem Zeichen zu tun haben«, resümierte ich.

Sheila nickte. Sie rieb ihre Handflächen gegeneinander. »Ja, etwas

anderes kann ich mir auch nicht vorstellen.«

»Was hast du noch gehört, als die beiden gingen?«

»Das Wort Hexenland!« flüsterte sie.

Ich wiederholte es einige Male, mußte leider passen. Damit konnte ich nichts anfangen.

»Es kann auch Hexenreich gewesen sein!« meinte sie.

»Das spielt keine Rolle. Ob Hexenland oder Hexenreich. Über so etwas sehe ich hinweg. Ich bin nicht informiert, tut mir leid, Sheila.«

»Wer könnte denn etwas wissen?«

»Jane Collins, sie war eine Hexe.«

Sheila deutete auf das Telefon. »Dann ruf sie an – bitte.«

Das tat ich auch, mußte jedoch feststellen, daß dort jemand telefonierte. Ich hob die Schultern. »Sorry, aber ich habe keine Verbindung bekommen. Es ist besetzt.«

»Und jetzt?«

Ich lächelte, was mir in Anbetracht der Tatsachen schwerfiel. »Wir werden schon einen Ausweg finden. Ich glaube auch, Sheila, daß diese Nacht eine Rolle spielt.«

»Dann hast du es auch gespürt?«

»Was sollte ich gespürt haben?« Ich stand dicht vor dem Fenster und drehte mich um.

»Diese andere Luft. Das Prickeln. Ich hatte das Gefühl, eine andere zu sein.«

»Stimmt.«

»Nur gut, daß es mir nicht allein so ergangen ist. Ist dir sonst noch etwas aufgefallen?«

Bevor ich ihr mehr über mein Kreuz sagen konnte, meldete sich das Telefon.

»Bitte, heb du ab, John!«

Ich nahm den Hörer und hatte mich kaum gemeldet, als ich eine Stimme hörte, die sich fast überschlug. »John, gut, daß ich dich erreiche. Es ist etwas Furchtbares passiert. Diese Nacht ist…«

»Langsam, Sarah, langsam und immer der Reihe nach.«

»Klar, du hast ja recht.« Sie holte einige Male Luft und brauchte nur drei Sätze zu sagen, als ich sie schon unterbrach.

»Was? Jane ist auch geholt worden?«

»Ja.«

»Wie Bill. Sheila berichtete, daß eine schwarzhaarige Frau namens Margareta ihn auf einem weißen Hirsch entführt hat.«

»Mein Gott, wie bei Jane.« Sie räusperte sich. »Aber was will die Frau von den beiden?«

»Das weiß ich auch nicht. Bei Bills Entführung fiel allerdings der Begriff Hexenland. Kannst du etwas damit anfangen?«

»Nein.«

»Tu uns allen einen Gefallen und schau mal deine Bücher durch. Möglicherweise findest du dort eine Spur. Hexenland oder Hexenreich. Beide Begriffe wurden verwendet.«

»Mach' ich, John. Kann ich dich bei Sheila erreichen?«

»Ja, ich werde wohl noch bleiben. Wenn nicht, lasse ich dir Bescheid geben.«

»Ja, und drücke uns die Daumen.«

»Das versteht sich.« Ich legte auf und drehte mich zu Sheila um, die apathisch im Sessel hockte und ins Leere starrte. Manchmal strich sie eine Haarsträhne aus der Stirn, hob die Schultern oder bewegte die Lippen, um leise mit sich selbst zu sprechen, wobei ich kein Wort verstand.

»Was haben?« so fragte Sheila, »mein Mann Bill und Jane Collins gemeinsam? Es muß einen Punkt geben, der sie derart interessant für diese Margareta macht.«

»Darüber denke ich ebenfalls nach. Ich meine, wir müßten zurück in die Vergangenheit gehen.«

»Wie weit?«

»Bis zu Alva, die Bill ihren Feuerkuß verpaßt hat. Es liegt einige Jahre zurück, aber irgendwann hatte der Zeitpunkt einmal kommen müssen, wo sich dieses Zeichen ›meldet‹. Damals war Jane noch eine Hexe, aber sie hat den Fall miterlebt, Alvas Ende und auch das des Höllen-Detektivs Pernell Kent.«

Sheila nickte. »In diese Richtung habe ich auch gedacht. Ich sah die Narbe. Bill hatte fürchterliche Schmerzen zu ertragen. Die Narbe trat überdeutlich hervor. Sie bildete auf seiner Haut ein dickes, dunkelrotes Dreieck.«

»Wann ungefähr war das?«

»Willst du den genauen Zeitpunkt wissen?«

»Nein, das nicht.«

Sheila dachte nach. Als sie mir die ungefähre Uhrzeit angab, nickte ich und sagte: »Das habe ich mir fast gedacht.«

»Wieso?«

»Weil ich zu diesem Zeitpunkt spürte – ich saß mit Suko in einem Restaurant –, daß sich mein Kreuz meldete.«

Sie zog die Stirn kraus. »Meldete, sagtest du?«

»Ja, so nenne ich es. Ich spürte plötzlich die Wärme, die von den Enden des Kreuzes ausging und über meine Haut strich. So etwas ist für mich stets ein Alarmsignal.«

»Natürlich, Sorry.« Sheila räusperte sich, bevor sie eine Frage stellte: »Dann siehst du Parallelen zwischen den drei Vorgängen, nicht wahr?«

»Ja.«

»Was kann dein Kreuz mit diesem Hexenreich oder Hexenland zu tun haben?«

Ich beugte mich vor. »Das möchte ich eben herausfinden. Ich habe schon über eine Erklärung nachgedacht und bin zu folgendem Entschluß gekommen. Ursächlich hängt alles mit dem verrückt spielenden Wetter zusammen. Es ist nicht normal, Sheila, wenn plötzlich frühlingshafte Temperaturen herrschen. Meines Erachtens hat das nur zur Hälfte mit dem normalen Wetter zu tun.«

»Was ist mit der anderen Hälfte?«

»Magie, Sheila. Hexenmagie, Schwarze Magie. Das kannst du sehen, wie du willst.«

»Noch komme ich nicht mit.«

»Okay, ich rechne damit, daß sich Dimensionen verschoben haben. Es besteht plötzlich keine unüberwindbare Grenze mehr zwischen zwei verschiedenen Welten. Das ist meine Meinung. Da hat sich etwas gelockert.« Ich zeichnete mit beiden Händen meine Worte nach.

»Da ist Raum und Platz für die andere Magie geschaffen worden.«

»Eine gute Theorie, John.«

»Aber nicht gut genug, wie?«

»Du kannst sie nicht beweisen.«

»Das stimmt.«

»Was willst du tun?«

»Beweise suchen.«

»Und wie? Wir möchten Bill und Jane zurückhaben. Die Suche würde unter Umständen zu lange dauern. Wenn deine Theorie stimmt, müßtest du einen Weg finden, um den beiden zu folgen. Sehe ich das recht so?«

»Genau.«

»Kennst du den Weg?«

Ich hob die Schultern, was Antwort genug war. Ich saß tatsächlich da wie ein Lehrling ohne Buch, der darauf wartet, daß der große Zauberer zurückkehrt und ihm bei seinen Problemen hilft. Ich zermarterte mir den Kopf und wußte mir keinen Rat.

»Es muß eine sehr mächtige Magie sein«, sagte Sheila leise. »Wirklich sehr mächtig. Für diese Margareta gab es keine Hindernisse. Ich hatte das Gefühl, als könnte sie sogar durch Wände gehen. Und ihren Namen habe ich zuvor noch nie gehört.«

Ich hatte während ihrer Worte mein Kreuz hervorgeholt und auf den kleinen Tisch gelegt. Nachdenklich schaute ich das silberne, geweihte Kruzifix an, das mit zahlreichen Symbolen und Zeichen gespickt war. Die Symbole fremder Magien hatte der Erschaffer des Kreuzes – Hesekiel – ebenso berücksichtigt wie die aus der christlichen Lehre. Nur die Zeichen in der Mitte, die fehlten leider.

Lilith, die oberste Hexe, die Freundin Luzifers, die erste Hure des Himmels, wie sie in der Überlieferung genannt wurde, hatte mir einen bösen Streich gespielt.

War diese Stelle, wo sich die beiden Balken trafen, vielleicht wichtig? Ich strich mit dem Zeigefinger über das Kreuz, um vielleicht irgendwelche Stellen, die sich erwärmt hatten. Auch als ich über die Mitte berührte, konnte ich nichts feststellen. In der Vergangenheit hatte sich dort einige Male Liliths Gesicht gezeigt, ohne das Kreuz allerdings schwächen zu können. Die weißmagische Kraft hielt noch zu stark dagegen.

Sheila schaute mich zwar hoffnungsvoll an, ihre Frage jedoch klang völlig anders. »Du weißt auch keinen Ausweg, nicht?«

»Nein.«

»Dann werden wir darauf warten müssen, ob diese Person Bill und Jane irgendwann freigibt.«

Sie bekam von mir keine Antwort.

Das reichte aus, um Sheila weinen zu lassen…

***

Der Himmel war nicht mehr der Himmel. Die Erde war nicht mehr die Erde. Es gab keine Grenzen mehr, keine Widerstände und auch kein Licht. Es war eben alles anders gewesen, bis zu dem Zeitpunkt, als Bill Conolly wieder spürte, daß er derselbe war wie früher, denn er konnte sich normal hinstellen.

Allmählich kam er wieder zu sich. Sein Gehirn nahm die Tätigkeit wieder auf. Er begann klar zu denken, zwinkerte mit den Augen, strich über seine Stirn, atmete und merkte, daß warme Luft seinen Rachen erfüllte.

Etwas streichelte sein Gesicht wie feine Finger. Berührungen, die liebkosen wollten, die Bill gern ertrug und in einen Zustand hineinglitt, wo er die Augen geschlossen hielt. Er wollte sich ausruhen, er wollte schlafen, die reine Luft genießen, doch eine innere Stimme sagte ihm, daß er sich endlich um sich selbst und seine Umgebung kümmern sollte. Deshalb öffnete er die Augen.

Eigentlich hatte er erwartet, die streichelnden Hände zu sehen. Er irrte sich. Es waren nur mehr die Spitzen des hohen Grases, die ihn im Takt des lauen Windes streichelten.

Bill blieb sitzen und ragte aus dieser Wiese nur mit dem Kopf heraus. Er konnte über die wogende Fläche hinwegschauen und erkannte in der Nähe gewaltige Bäume, die ihr dicht belaubtes Astwerk wie einen aufgespannten Schirm ausbreiteten und so den Erdboden schützten. Unmittelbare Gefahren konnte Bill nicht erkennen.

Er ging deshalb einige Schritte vor und stellte fest, daß er sich am oberen Rand eines Abhangs befand, der hinein in ein weites Tal führte, das auf der anderen Seite von schroffen Bergketten begrenzt wurde.

Diese Landschaft hatte der Reporter noch nie gesehen. Er wunderte

sich darüber, wie er überhaupt hergekommen war. Die Erinnerung klappte nicht so recht, bis ihm plötzlich einfiel, daß da noch eine Frau gewesen war, die geklingelt und ihn einfach mitgenommen hatte. Auf dem Rücken eines weißen Hirschs waren sie den Sternen entgegengeritten – und jetzt? Bill schüttelte den Kopf. Befand er sich etwa auf einem anderen Stern? Oder in einer anderen Dimension?

Letzteres würde eher zutreffen. Er allein in einer fremden Landschaft, in einer fernen Welt der Mythen und Legenden, wo Hexen und Zauberer regierten.

Land of Fantasy…

Dieser Begriff strich dem Reporter durch den Kopf. Aber das war keine Phantasie, auch kein Traum, er erlebte diese Dinge in der Realität, was ihm überhaupt nicht gefiel.

Wieder dachte er an sein Zuhause, an Sheila, an Johnny und auch an die Wölfin Nadine.

Bei ihr hielten seine Gedanken. Hatte er nicht gesehen, daß sich Nadine in Körper und Geist teilen konnte?

Ja, es war kein Traum. Als diese schwarzhaarige Frau mit dem Namen Margareta sie berührte, da hatte sich die Wölfin gespalten. Aus dem Wolfskörper war der menschliche Geist hervorgestiegen.

Bill mußte schlucken. Er strich durch sein Gesicht, auf dem kleine Schweißperlen lagen. Das war einfach nicht zu fassen, irgend etwas lief da quer.

Weshalb war er entführt worden?

Beim ersten Nachdenken konnte Bill sich keinen Grund vorstellen, bis ihm einfiel, daß er kurz vor dem Auftauchen der geheimnisvollen Fremden den Schmerz auf der Brust gespürt hatte. Die Narbe, dieses verfluchte Dreieck, hatte ihn angestrahlt und Bill damit überrascht. Dann war Margareta erschienen und hatte ihn mitgenommen.

»Na, bist du auch hier?«

Bill duckte sich, als hätte ihm jemand einen Hieb in den Nacken versetzt. In dieser geduckten Haltung blieb er stehen. Die Haut auf seinem Rücken zog sich zusammen, denn er konnte es nicht glauben, daß jemand hinter ihm stehen sollte, den er kannte.

Er vernahm das leise Lachen. »Du kannst dich ruhig umdrehen, Bill, ich bin es wirklich.«

Er kam der Aufforderung nach, ohne seinen eigentlichen Standort zu verändern.

Vor ihm stand Jane Collins!

Bill schnappte einige Male nach Luft, bevor er die Frage stellen konnte: »Du auch?«

»Ja, Bill, auch ich.«

»Das kann ich nicht begreifen, Jane!« Sie breitete hilflos die Arme aus. »Es ist mir zu hoch.«

»Mir ebenfalls, beruhige dich.«
»Bist du der Schwarzhaarigen auch auf den Leim gegangen?«
»Ja.«
»Wo war das?«
»Nicht im Haus der Lady Sarah, sondern im Freien. Es ist kaum vorstellbar, diese Margareta landete mit ihrem weißen Hirsch auf der Straße und holte mich.«
»Du hast dich nicht gewehrt?«
»Ich versuchte es, Bill.«
Der Reporter ließ seine Blicke über Janes Mantel gleiten. Sie sah in der Tat so aus, als wäre sie unterwegs, um einen kleinen Abendspaziergang zu unternehmen. Das Haar war nicht frisiert. Man konnte den Wind förmlich riechen, der ihn aufgewühlt hatte.
»Ja, ich kann mir vorstellen, daß du gegen sie nicht angekommen bist. Das habe ich auch nicht geschafft. Es ist alles so zwecklos, was mit ihr in einem unmittelbaren Zusammenhang steht. Wir müssen uns damit abfinden, daß sie uns über ist.«
»Das genau will ich nicht.«
»Es werden wohl Wunschträume bleiben, Jane. Ich frage mich nur, was diese Person mit uns vorhat!«
»Mir hat sie auch nichts gesagt.« Jane blickte sich um. »Hast du sie überhaupt schon in dieser Welt gesehen?«
»Nein.«
»Dann wird sie kommen.«
»Da ist noch etwas, Jane. Bevor ich entführt wurde, meldete sich das Zeichen auf meiner Brust.«
Jane gab sich irritiert. »Von welch einem Zeichen sprichst du?«
»Alvas Feuerkuß.«
»Ach.« Jane Collins trat einen Schritt zurück und bekam große Augen. »Ob wir da die Lösung finden?«
»Ich weiß es nicht. Es muß aber mit dem damaligen Vorgang zusammenhängen. Du standest zu der Zeit noch auf der anderen Seite und warst ebenfalls mit von der Partie. Erinnere dich.«
»Unsere Verbindung steht zwar auf wackligen Füßen, doch wir haben immerhin eine Gemeinsamkeit herausgefunden.« Sie ging auf ihn zu und faßte ihn unter. »Hier ewig herumstehen, möchte ich nicht, Bill. Wenn Margareta nicht kommt, werden wir sie eben suchen.«
Bill lachte. »Das in einem Land, das keiner kennt.«
»Es heißt Hexenland!«
»Stimmt – oder Hexenreich. Spürst du etwas davon? Ich meine, versteh mich nicht falsch, aber ein Rest steckt ja noch in dir.«
»Im Augenblick spüre ich nichts. Was aber nicht heißen soll, daß sich meine Sensoren nicht irgendwann melden.« Sie schaute dem Himmel entgegen. »Es ist so herrlich blau. Blaß und gleichzeitig farbig. Dieses

ist eine Welt für sich.«

Auch Bill schaute sich um. »Weißt du, ich habe dabei schon an Aibon gedacht. Ob wir dort sind?«

»Das ist auch möglich. Die grüne Landschaft paßt dazu.« Jane deutete den Hang hinab. »Dort unten, zwischen den Bäumen schimmern dunkle Flecken. Ich nehme an, daß es sich um Hütten oder Häuser handelt. Laß uns hingehen!«

»Ja, vielleicht wartet sie auf uns.«

Viel Hoffnung besaßen beide nicht. Darüber schwiegen sie aber und suchten die günstigste Stelle, um den langen Hang überwinden zu können.

Das hohe Gras war weich und floß wie eine nie mehr aufhörende Welle mit ihnen. Was beide verwunderte, war die Tatsache, daß sie überhaupt keine Lebewesen entdeckten. Weder Menschen, Monster noch Tiere. Sie schritten durch eine Welt voller Schweigen, in der nur ihre eigenen Geräusche zu hören waren.

Jane wunderte sich. »Eine Gegend, mit der ich nicht zurechtkomme«, gab sie zu. »Ich spüre keine Gefahren, das Land ist tot.«

»Dafür muß es einen Grund geben.« Bill schaufelte einige störrische Zweige zur Seite.

»Wenn ich das wüßte. Es kann verlassen worden sein, aus welchen Gründen auch immer.«

Bill hob die Schultern. Er hatte die Führung übernommen. Ein Pferd war nicht zu sehen. Zum Glück war der Boden auch nicht von Hindernissen übersät. Völlig glatt und eben führte er in die Tiefe.

Bei dieser Temperatur hätten zahlreiche Insekten durch die Luft schwirren müssen. Auch das war nicht der Fall. Das Land beherbergte keinerlei Lebewesen.

Die Häuser – von oben hatten sie die Bauten nur mehr als Flecken gesehen – bekamen »Gesichter«. Beide erkannten, daß sie sich einem Dorf näherten.

Allerdings einem leeren Dorf, denn auch zwischen den Gebäuden bewegte sich nichts, nur das Gras im Wind.

Stumm, wuchtig und irgendwie drohend standen die granitgrauen Berge hinter dem Tal. Sie wirkten wie eine Mauer, die nichts durchlassen wollte, aber Jane konnte sich gut vorstellen, daß dieses Gebirge von zahlreichen Schluchten, Höhlen und Spalten durchwoben war.

Bill wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Mein lieber Mann«, sagte er. »Wenn mir einer vor drei Stunden gesagt hätte, daß ich in der Nacht noch durch ein fremdes Reich stolpern würde, hätte ich ihn ausgelacht.«

»Frag mich mal.«

»Aber du wolltest an die Luft.«

»Nur eben nicht ins Hexenland.«
»Und du hast wirklich nie etwas davon erfahren, Jane?«
»Nein, ich kann es schwören. Ich kenne andere Reiche. Erinnere dich daran, als Sukos Harley verschwand. Das war ebenfalls ein Reich des Schreckens.«
»Mit diesem hier kannst du das nicht vergleichen.«
»Eben.«
Beide hatten weniger Mühe, den Weg fortzusetzen. Das Gelände fiel nicht mehr so steil ab, zudem brachte die Vegetation auch nicht mehr die Dichte wie weiter oben. Das Gras wuchs spärlicher, längst nicht mehr so hoch, es bildete an einigen Stellen nicht mehr als eine Matte. Der Blick auf die Häuser wurde durch kein Hindernis begrenzt.
Jedes Haus sah anders aus. Eine Straße gab es nicht.
Noch etwas sahen sie.
Bauten, die nur mehr aus breiten Fellen bestanden, die wiederum von tief in den Boden gerammten Stangen gehalten wurden. Ein verwunschener Ort, in dem der Brunnen auffiel und wohl so etwas wie den Mittelpunkt bilden sollte.
Neben dem Brunnen blieb Bill stehen und ließ seine Hand über den oberen Rand gleiten. Er verzog das Gesicht, als er die scharfen Krümel zwischen den Fingern spürte.
Jane schlenderte langsam näher, aber sehr wachsam. »Was hast du?« fragte sie.
Bill hob die rechte Hand an und ließ die Krümel aus der Fläche zu Boden rieseln. »Sand«, sagte er.
Jane blieb stehen. »Woher kann der kommen? Nach einer Wüste sieht das nicht aus.«
»Richtig.« Bill deutete gegen die grauen Berge. »Aber weißt du, was sich dort noch verbirgt. Wir sehen nur die Berge, nicht die wüstenartigen Täler. Wenn du mich fragst, ich traue hier nichts und niemandem. Nicht dem Land, nicht der Umwelt, nicht dem Himmel und fast auch mir selbst nicht.«
»Danke, daß du mich ausgeschlossen hast.«
Bill lächelte und stellte fest: »So, das erste Ziel haben wir erreicht. Jetzt frage ich dich, Jane, wie es weitergehen soll. Wir befinden uns im Hexenreich, und du müßtest eigentlich…«
»Nein, Bill, ich muß gar nichts. Aber du hast recht, ich spüre etwas. Da ist was anders geworden. Eine Änderung trat ein.«
»Welche?«
Jane Collins blieb nicht mehr stehen, sondern setzte sich in Bewegung, Verfolgt von Bills Blicken umschritt sie den Brunnen in immer größeren Kreisen. Er hörte sie murmeln, konnte aber die Worte nicht verstehen, die sie sagte.
Bill schaute endlich in den Brunnen. Es war versandet.

»Trägst du eigentlich eine Waffe bei dir?« fragte Jane plötzlich. Sie war stehengeblieben, wandte Bill aber den Rücken zu und schaute zu den Bergen hinüber.

»Ja, meine Fäuste.«

»Das wird nicht reichen.«

Er ging zu ihr. Die Sohlen der Schuhe bewegten sich dabei auf einem hartgestampften Lehmboden. »Ich kann mir vorstellen, daß es nicht reicht, Jane, doch ich wundere mich über deine Frage. Wie kommst du so plötzlich darauf?«

Jane hob die rechte Hand und bewegte ihre Finger, als wollte sie in der Luft etwas ertasten oder fühlen. »Weil ich den Eindruck gewinne, daß in diesem Dorf etwas Schreckliches geschehen ist. Hier hat der Tod blutige Ernte gehalten.«

»Tatsächlich? Ich sehe nichts.«

»Nein, man kann es nur spüren. Aber wir werden die Beweise finden, glaube mir.«

»Und wie?«

»Ganz einfach, wir schauen uns das Innere der Hütten einmal genauer an.«

Bill schlug gegen seine Stirn. »Klar, daß ich daran nicht selbst gedacht habe.«

In der Nähe stand eines dieser primitiv wirkenden Fellzelte. Es besaß auch so etwas wie einen Eingang. Vor der Lücke in der Plane hing ein Stück Fell, das mit seinem unteren Ende über den Boden schleifte, wenn es der Wind erwischte.

Bill Conolly wollte es betreten, Jane, hielt ihn zurück. »Nein, Bill, laß mich zuerst.«

»Wie du willst!«

Jane schob das Fell zur Seite und schaute in das Zelt. Durch einigen Lücken drang genügend Licht, damit sich die beiden orientieren konnten. Sie sahen eine Feuerstelle. Sehr primitiv gemauert. Daneben lagen zahlreiche Gefäße. Töpfe, Teller, Tiegel und Tassen. Allerdings nicht wohlgeordnet, durcheinander, was auf eine hastige Flucht schließen ließ, wobei die Bewohner alles im Stich gelassen hatten.

Und sie entdeckten die Knochen!

Jenseits der Feuerstelle bedeckten sie wie ein bleiches Omen den Boden. Sie waren auch nicht geordnet, lagen durcheinander und glänzten so blank, als wären sie abgenagt worden.

Unwillkürlich dämpften beide ihren Schritt, als sie der Fundstätte entgegengingen. Bill mußte bei seiner Größe den Kopf einziehen, um nicht mit den Haaren am Deckenfell entlangzustreifen.

Jane Collins bückte sich, um einen Knochen aufzuheben, den sie Bill zeigte. »Schau ihn dir an.«

Mit spitzen Fingern nahm ihn der Reporter entgegen. Er betrachtete

ihn von allen Seiten und konnte dabei einen Schauer nicht unterdrücken.

»Was fällt dir auf?«

Der Reporter räusperte sich. Es klang laut in der Stille. »Der Knochen ist sehr schmal, fast filigran.« Er versenkte seinen Blick in Janes Augen. »Ich glaube nicht, daß er von einem Menschen stammt.«

»So sehe ich das auch.«

»Von einem Tier?«

»Bleibt eine andere Möglichkeit?«

»Ich weiß nicht, Jane. Vielleicht doch. Wir wissen nicht, welche Wesen hier leben oder gelebt haben. Es können welche sein, die wir noch nie zuvor gesehen haben.«

»Stimmt. Nur müssen sie auch Feinde gehabt haben. Alles deutete auf ein fürchterliches Gemetzel hin.«

»Kannst du keinen Schädel entdecken?«

»Nein, Bill. Hier hat jemand grausam und sinnlos zerstört. Das ist schlimm.«

»Dann suchen wir woanders.« Diesmal verließ Bill als erster das Zelt. Er war auf der Hut, doch draußen hatte sich nichts verändert.

Nach wie vor wirkte das Dorf trostlos und verlassen. Der Hauch der Vernichtung wehte über die Dächer der Hütten und Häuser hinweg.

Bill hatte sich schon ein Ziel ausgesucht. Es war das größte der für ihn sichtbaren Häuser. Man hatte es auf vier Pfählen errichtet, die Wände und das Dach bestanden aus Holz. Lücken im Material waren mit Moos zugestopft worden.

Um den Eingang zu erreichen, mußten sie eine schmale Stiege hochklettern. Unter Bills Gewicht brach eine der drei Stufen knackend durch. Auch hier war die Eingangstür nicht geschlossen.

Sie stand sogar so weit offen, daß beide in das Haus hineinschauen konnten.

Das Grauen sprang sie schockartig an!

In diesem Haus fanden sie keine Knochen. Dafür aber Leichen wie in einer alten Friedhofsgruft.

Über den Toten wehte der süßliche Geruch der Verwesung…

***

Fast eine halbe Stunde war vergangen. Eine stille Zeit, nur unterbrochen von einem Telefongespräch. Suko hatte angerufen und sich erkundigt, wie es mir ginge.

Ich hatte ihm geraten, zu Lady Sarah zu fahren und mit ihr zusammen zu warten.

Mehr konnte ich nicht tun. Und das, verdammt noch mal, wurmte mich. Es war wie Säure, die sich immer tiefer in mein Innerstes fraß und auch die Seele nicht verschonte.

Ich kam mir auf den Arm genommen vor. Um mich herum geschahen Dinge, die ich zwar nicht sah, die mir trotzdem bekannt waren und in mein Leben eingriffen.

Hinzu kam noch Sheila. Sie saß stumm da. Kein Wort drang über ihre Lippen. Manchmal schaute sie mich an, dann wieder zur Seite, als wäre es ihr unangenehm, mir ins Gesicht blicken zu müssen.

»Sheila, verflixt, sag doch was. Sitz bitte nicht so herum. Das macht mich verrückt.«

»John, was soll ich sagen?«

»Ja, du hast recht.« Ich ging zur Hausbar und kippte einen Whisky ins Glas, den ich mit Sodawasser verdünnte. Nadine, die Wölfin, hielt sich nicht im Wohnraum auf. Sie bewachte Johnny, ihren Schützling, der glücklicherweise schlief.

»Bring mir ein Glas Saft mit, John.«

Sheila bekam ihren Wunsch erfüllt. Sie trank und stellte das Glas vorsichtig zur Seite. All ihre Bewegungen besaßen etwas Zeitlupenhaftes, wurden langsamer, als würde sie bald einschlafen. »Ich wußte ja auch nicht, daß es so kommen würde«, murmelte sie. »Die Sache mit dem Sigill – wer kann so etwas voraussehen?«

»Das hört sich an, als würdest du dir Vorwürfe machen.«

»Müßte ich das?«

»Auf keinen Fall. Du bist diejenige, die am wenigsten dazu kann. Außerdem weißt du selbst, daß wir alle nicht gerade das Leben eines Normalbürgers führen. Über uns hängt ständig ein Schwert, das zu jeder Zeit zuschlagen kann.«

»Ausgerechnet heute.« Sheila stand auf. Ich fragte nicht, wohin sie wollte. Sie verschwand im Bad, wo wenig später das Wasser rauschte. Ich telefonierte mit Suko, der mittlerweile bei Lady Sarah eingetroffen und ebenso inaktiv war wie ich.

»Nichts Neues, John. Still ruht der See.«

»Nur äußerlich, Sportsfreund. Unter der Oberfläche gärt es.«

»Hast du schon etwas gespürt?«

»Nein.«

»Auch nicht über das Kreuz?«

»Leider nicht.«

»Warten wir also ab. Vielleicht schafft es Jane eher als Bill. Sie besitzt ja noch einen winzigen Teil ihrer Hexenkräfte. Die können manchmal wertvoll sein.«

»Wir wollen es hoffen.«

Sheila hatte sich etwas zurechtgemacht, das Gesicht gewaschen und leicht gepudert. »Hast du mit Suko gesprochen?«

»Ja, aber…«

»Ist schon okay.« Sie nahm wieder Platz.

Ich zündete mir eine Zigarette an. Es war bereits die dritte an diesem

Abend. Eigentlich hatte ich das Rauchen eingeschränkt, an diesem Abend jedoch kam mir der Glimmstengel vor wie ein Rettungsanker, obwohl das auch nichts brachte.

Minuten verstrichen. Ich zermarterte mir auch nicht mehr das Gehirn, schaute versonnen dem Rauch nach und wartete einfach darauf, daß etwas passierte. In solchen Augenblicken, die zu kleinen Ewigkeiten werden können, ist man einfach hilflos.

Mein Kreuz lag auf dem Tisch. Immer wieder streiften unsere Blicke den wertvollen Talisman. Sheila kam schließlich darauf zu sprechen. »Du hast mir berichtet, daß dein Kreuz etwas gemerkt hat. Ich rechne fest damit, daß es sich wieder meldet und uns eine Nachricht hinterläßt.«

Ich lächelte etwas. »Gut gesagt, Sheila. Hoffen wir nur, daß du auch recht behältst. Mich jedenfalls wirst du nicht eher los, bis ich weiß, was mit Jane und Bill geschehen ist.«

»Darum wollte ich dich schon gebeten haben, mich nicht allein zu lassen.«

»Ist doch Ehrensache.« Ich drückte die Zigarette im Ascher aus.

Beim Zurücksetzen fiel mein Blick auf das Kreuz. Wie erstarrt blieb ich in der noch unbequemen Haltung hocken.

Auch Sheila hatte etwas gesehen. »Da, dein Kreuz. Ich habe recht behalten. Es tut sich etwas!«

»Bitte, nicht reden!« Meine Stimme vibrierte, denn genau in der Mitte, wo die Zeichen verschwunden waren, begann das Silber allmählich dunkler zu werden.

Normalerweise strahlte es, diesmal allerdings trat das Gegenteil ein, und ich wußte auch, worum es dabei ging. Eine mächtige, fremde Macht war dabei, das Kreuz für sich in Besitz zu nehmen, und sie konnte es nur an dieser einen Stelle.

Für mich hatte die Macht einen Namen, Lilith oder Luzifer. Das Paar, das das absolut Böse darstellte.

Über das Metall schienen die Schatten zu fließen. Sie tanzten, sie zuckten, bewegten sich mal nach links, dann wieder in die Gegenrichtung. Es war wie ein Atemholen vor dem großen Sprung. Diejenige Kraft, die das Kreuz manipulieren wollte, schien in echte Schwierigkeiten zu geraten, denn es war noch zu mächtig.

Fiebernd saß mir Sheila gegenüber. Ihre Hände lagen zwar auf den Knien, beide bewegte sie unruhig. »Ob uns Bill eine Nachricht schicken will?«

»Abwarten!« hauchte ich. Die Wahrheit hatte ich ihr nicht gesagt, denn es war bestimmt nicht Bill, der sich auf diese ungewöhnliche Art und Weise meldete. Das konnte nur Lilith sein.

Ich behielt recht. Nicht nur der Schatten tanzte auf der Schnittstelle in der Mitte, aus seiner Tiefe schälte sich etwas hervor, das eine

bestimmte Form bekam.
Es wurde zu einem Gesicht!
Luzifer oder Lilith – das war hier die Frage, um frei nach Shakespeare zu sprechen.
Nicht Luzifer, sie schälte sich hervor. Ein kaltes, grausames Antlitz, bleich und fahrig. Aber von einer Farbe, die es eigentlich nicht gab. Sie schimmerte metallisch, wirkte steinern und bewegte sich trotzdem.
Luzifers und Liliths Gesichter besaßen eine gewisse Ähnlichkeit.
Sie hätten Geschwister sein können.
Wer in Luzifers Antlitz schaute, drehte durch. Bei dem kalten, abstoßenden Gesicht kein Wunder. Bei Lilith sah es ähnlich aus. Auch da mußte jemand Nerven haben, um dem Blick standhalten zu können.
Ich besaß diese Nerven.
Hart fraß sich mein Blick in ihre Augen. Sie sahen schlimm aus, obwohl sie keine Ähnlichkeit mit denen eines Menschen aufwiesen.
Metallplatten konnten so erscheinen.
Was wollte sie?
Ich hörte ihre Stimme, doch Sheila konnte sie nicht verstehen, weil sie nur in meinem Kopf nachklang.
»Du brauchst dir keine Hoffnungen zu machen. Die anderen auch nicht. Dein Kreuz wird nichts retten. Es steht noch unter meiner Kontrolle, denke daran.«
»Was soll es retten?«
»Es steht unter meiner Kontrolle. Vergiß es nicht. Ich freue mich schon, Geisterjäger, ich freue mich…«
Nach diesen Worten verschwand das Gesicht. Es zog sich zusammen, alles rann nach innen, Schatten entstanden wieder, die Sekunden später ebenfalls verschwunden waren.
Ich fühlte dort nach, wo ich Liliths glatte Fratze gesehen hatte. Die Stelle war nicht warm geworden. Von ihr strahlte eine eisige Kälte ab. Auch wieder das genaue Gegenteil und ein Beweis dafür, daß Gut und Böse aufeinandergeprallt waren.
Sheila hörte, wie ich tief durchatmete und fragte: »Da war doch etwas, John. Ein Gesicht, nicht?«
»Ja, Lilith.«
»Nein!« Sie ballte die Hände zu Fäusten. »Auf… auf deinem Kreuz, John?«
»Leider.«
Sie schaute mir starr ins Gesicht. »Ich habe den Eindruck, als wolltest du mir etwas verschweigen. Los, raus mit der Sprache! Hat es zwischen euch eine Art Kommunikation gegeben?«
»Ja.«
»Was wollte sie?«

»Sie hat mir davon abgeraten, es mit dem Kreuz zu versuchen. Es hätte keinen Sinn.«

Sheila schüttelte verständnislos den Kopf. »Was hätte keinen Sinn gehabt?« fragte sie nach.

»Wenn ich das wüßte, ginge es mir besser.«

»Bitte, denke nach.«

»Es dreht sich einzig und allein um das Kreuz, Mädchen. Tut mir leid, mehr kann ich nicht sagen.«

»Dann spielt es wohl eine sehr große Rolle in einem Drama, von dem wir nicht einmal den ersten Akt genau kennen.«

»Sehr gut ausgedrückt.«

»Und jetzt?«

Ich lächelte sie an. »Das war immerhin ein kleiner Erfolg, Sheila. Wir sitzen hier, aber irgendwo geht es weiter. Das Spiel läuft, noch warten wir auf unseren Auftritt oder ich auf den meinen. Aber der wird noch kommen, verlaß dich darauf.«

»Du müßtest wohl weg von hier gehen – oder?«

»Wahrscheinlich. Ich kann das Kreuz nicht allein lassen.« Zur Bestätigung meiner Worte nahm ich es in die Hand.

»Lilith«, murmelte Sheila. »Himmel, was hat sie damit zu tun? Da muß eine gewaltige Sache laufen.«

»Das finde ich auch.«

Sheila wollte noch mehr sagen, nur brachte sie keinen Ton mehr hervor. Statt dessen deutete sie auf das große Fenster und hinaus in den Garten.

Ich folgte der Richtung und war ebenfalls baff. Bisher hatte ich nur von dieser dunkelhaarigen Frau gehört. Nun sah ich sie mit meinen eigenen Augen.

Mitten auf der Terrasse hockte sie auf dem Rücken ihres schneeweißen Hirschs!

***

Es war ein schockierendes Erlebnis, mit dem beide nicht gerechnet hatten.

Jane und Bill holten Taschentücher hervor und preßten sie gegen ihre Lippen. Sie atmeten durch den Stoff, wobei sie hofften, daß er als Filter wirkte.

Die Detektivin nickte Bill zu. Ein Zeichen, daß sie den Bau durchsuchen wollte. Das Haus besaß nur einen Raum. Die Decke diente gleichzeitig als Dach.

Bill vermied es, die Toten anzuschauen, er wollte zunächst die anderen Dinge ansehen. Möbel, Schlafstätten, Waschgelegenheiten ließen einige Rückschlüsse auf das Leben der Menschen zu. Auch hier entdeckten sie diese alltäglichen Dinge, aber sie sahen wesentlich

anders aus als die auf der Erde.

Ähnlichkeiten waren schon vorhanden, nur wirkten Stühle, Tisch und auch Schlafgelegenheiten viel kleiner und vor allen Dingen schmaler, als wären sie für Zwerge gebaut worden. Aber die lebten nicht mehr. Sie waren durch Gewalt ums Leben gekommen. Jane und Bill sahen die Wunden in ihren schmächtigen Körpern. Wahrscheinlich waren sie von breiten Schwertklingen und auch tödlichen Lanzenspitzen hinterlassen worden. Noch etwas fiel ihnen auf.

Falls die Toten zu erkennen waren, so hatten sie festgestellt, daß es sich um weibliche Personen handelte. Schmale, kleine Frauen, die etwas Elfenhaftes an sich hatten.

Der schreckliche Geruch drang nicht nach draußen. Er hielt sich innerhalb des Gebäudes wie in einem Käfig auf. Ihre Suche nach Leben war umsonst. Dieses Massaker hatte niemand überlebt.

Die beiden nickten sich zu. Jane deutete auf die Tür und ging schon vor. Bill folgte ihr dicht auf dem Fuß. Vor dem Haus ließ er das Taschentuch sinken und holte einige Male tief Luft. Er war blaß geworden. Auf der Stirn glänzten kalte Schweißtropfen. Verlegen hob er die Schultern. Eine Geste, die alles sagte.

»Von wegen friedlich!« flüsterte Jane. »Über dieses Dorf ist der Sturm des Todes hinweggefahren und hat Schreckliches hinterlassen.« Sie schüttelte sich. »Gütiger Himmel, was mag sich hier nur abgespielt haben?«

»Ich habe keine Ahnung!« würgte Bill.

»Jedenfalls sind sie tot, alle. Hast du gesehen, daß es sich dabei nur um Frauen handelte?«

»Ja.«

»Wo sind die Männer?«

Bill trat einen Stein zur Seite. »Es kann doch sein, daß es die gar nicht gibt. Wir befinden uns im Hexenland oder Hexenreich. Und Hexen sind weiblich. Die Hexen, heißt es.«

»Nur gut, daß ich so etwas nicht persönlich nehme. Aber du hast recht, nur Frauen. Mir ist noch etwas aufgefallen, Bill. Ihre Körper waren nicht mit denen normaler Frauen zu vergleichen. Sie kamen mir schmaler, schlanker vor.«

»Das würde zu den filigranen Knochen passen.«

»Genau, Bill.«

»Wer hat hier also gelebt oder lebt hier vielleicht noch immer? Wobei er sich nur versteckt hat.«

»Ich habe bisher nur die andere Seite der Hexen kennengelernt, die negative wohlgemerkt.« Jane schaute während ihrer Worte gegen die Flanken der Berge. »Wenn ich das hier betrachte, kommt es mir fast in den Sinn, daß es auch positive Seiten gibt.«

»Du meinst, Hexen, die gut sind.«

Jane wiegte den Kopf. »Nicht direkt gut. Ich denke da eher an neutrale Wesen.« Sie kam wieder auf die gefundenen Knochen zu sprechen. »Neutrale Wesen können auch Feen und Elfen sein.«
»Und somit wäre wir bei Aibon.«
»Genau.«
Bill pfiff durch die Zähne. »Verdammt noch mal, Aibon! Wenn John hier wäre, hätten wir bessere Chancen, was dieses Land angeht. Der kennt sich besser aus. Ich weiß nur, daß Aibon in zwei Gebiete gespalten ist. Auf der einen Seite das herrlich grüne Land, das friedliche, auf der anderen die Welt des Druiden-Fürsten Guywano.«
»Und die Hexenwelt oder das Hexenreich!« sinnierte Jane.
»Wobei es nicht unbedingt ein drittes Gebiet sein muß. Die Hexenwelt kann sich innerhalb des grünen Landes befinden. Niemand kennt die Größe, Jane. Hat ein Mensch Aibon je vermessen? Wo fängt es an, wo hört es auf? Hat es überhaupt Grenzen?«
»Keine Ahnung. Es entstand nach dem ersten großen Kampf zwischen Gut und Böse. Es hat all die gefallenen Engel und Individuen aufgenommen, die nicht in die Hölle abgerutscht sind. Deshalb könnte an unserer Theorie von den neutralen Hexen etwas daran sein.«
Bill schlug die Faust in seine Handfläche. »Nehmen wir es einfach hin oder an. Wie könnte es weitergehen? Was ist hier passiert? Welche Horden sind eingefallen?«
»Guywanos Schergen! Du weißt selbst, daß er die Macht über beide Teile will. Bisher ist es ihm nicht gelungen. Er wird stets versuchen, neue Wege zu finden.«
»Die einzige, die uns hätte Auskunft geben können, ist Margareta.« Bill drehte sich. »Wo steckt sie? Irgendwo in diesem Land, das dermaßen…«
»Sei ruhig!« zischte Jane.
Bill hielt den Mund. Die Detektivin war einige Schritte vorgegangen, stellte sich lauschend hin und legte sich dann hin, um das Ohr auf die Erde zu pressen. Hastig richtete sie sich wieder auf.
»Was hast du gehört?«
»Ein Donnern, Bill. Einen gewaltigen Sturm.« Sie sprach mit dumpfer Stimme. »Er nähert sich diesem Ort. Ich kann mir auch vorstellen, wer da ankommt.«
»Da bin ich gespannt.«
»Reiter, Bill. Schergen, Todesboten, was immer du willst. Sie nähern sich.«
»Verdammt! Hauen wir ab?«
»Nein.«
»Wir sind waffenlos.«
»Klar, aber wir können uns auch verstecken. Komm mit!« Sie lief vor. Kopfschüttelnd folgte ihr der Reporter. Erst am Brunnen blieb er

stehen.
»Da hinein«, sagte Jane.
Bill wunderte sich. »Meinst du, daß wir dort sicher sind? Wenn die kommen, werden sie alles zerstören.«
»Aber keinen Brunnen.«
Da mußte Bill der Detektivin recht geben. Das Donnern der Hufe auf dem harten Boden war angeschwollen. Noch war von den Reitern nichts zu sehen, aber dort, wo die Berge begannen, quoll eine Staubwolke in die Höhe, die an Breite zunahm und davon zeugte, welche Reitermassen da herandonnerten. In der Wolke entdeckten sie schwach die Umrisse der Reiter, konnten allerdings nicht erkennen, womit sich die Todesboten bewaffnet hatten.
Jane drängte und preßte dem Reporter ihre flache Hand gegen den Rücken. »Los, Bill, rein in den Brunnen!«
Er stöhnte. »Mir bleibt auch nichts erspart.« Rasch rutschte er über den Rand hinweg, ließ sich fallen, bekam einen Schreck, als er nach unten glitt und dann mit beiden Füßen auf die weiche Sandmasse prallte, wo er bis zu den Knöcheln einsackte.
Er schaute hoch und sah Janes Gesicht. »Alles klar?« fragte sie.
»In Ordnung.«
Sie setzte sich auf den Rand, schwang die Beine herum und sprang. Bill fing sie ab und sah, wie Jane unbehaglich die Schultern in die Höhe drückte. »Was hast du?«
»Ich weiß auch nicht, ob die Idee so gut war. Wohl fühle ich mich nicht. Der Brunnen kommt mir vor wie ein Gefängnis. Wenn sie uns hier erwischen…«
»Können wir einpacken.«
»Wenn nicht noch mehr.«
Beide suchten sich den besten Platz aus. Sie stellten sich einander gegenüber und preßten sich mit den Rücken gegen das rauhe Gestein.
Danach war Schweigen angesagt. Sie standen da, warteten ab und lauschten.
Das Donnern nahm zu. Als würde jemand eine Horde Büffel über die Prärie treiben, so hörte es sich an. Ein regelrechtes Gewitter jagte durch das halbzerstörte Dorf. Der Boden zitterte und vibrierte. Der Staub begleitete die Horde wie ein Vorhang.
Die beiden Versteckten hatten die Köpfe in den Nacken gelegt und schauten in die Höhe. Noch konnten sie den Himmel sehen. Schon bald wurde das Bild schwächer, als die ersten Staubfahnen über die Brunnenöffnung hinwegquollen.
In das harte Hämmern der Hufe hinein drangen die Kampfschreie der Reiter, die kein Pardon mehr kannten und damit begannen, die restlichen Häuser zu zerstören. Die hier wohnenden Wesen hatten sie bereits vernichtet.

Jane und Bill hörten das Krachen, als die Bauten unter den mächtigen Schlägen der Waffen zusammenfielen. Da blieb kein Brett mehr auf dem anderen. Brutal und rücksichtslos gingen die Reiter gegen alles vor, was ihnen nicht paßte.

Beide sahen wenig. Der Staub nahm an Dichte zu. Wie ein Vorhang blieb er über der Brunnenöffnung liegen. Sie hätten gern gewußt, wie die Reiter aussahen, nur wäre es lebensgefährlich gewesen, in den Schacht zu schauen.

Ihnen fiel auf, daß jemand sehr nahe an den Brunnen heranritt. In der Wolke über der Öffnung zeichnete sich der Umriß eines Reiters schwach ab.

Sie sahen auch die Bewegung, die typisch für einen bestimmten Vorgang war.

Im nächsten Augenblick passierte es. Ein Gegenstand wischte aus dem Staub hervor und sauste nach unten.

Es war eine Lanze, die genau zwischen ihnen im Sand steckenblieb. Ihr Schaft zitterte noch nach.

Würde der Reiter seiner Waffe folgen?

Zunächst geschah nichts. Am Klang der Hufe hörten sie heraus, daß er um den Brunnen herumritt, wild aufschrie und verschwand.

Beide atmeten auf. Bill grinste. Auf ihren Gesichtern lag der Staub als dicke, Schicht. Das war noch einmal gutgegangen. »Ich glaube, wir haben es gepackt.«

Der Reporter mußte Jane recht geben, denn das Krachen der einstürzenden Häuser war verstummt. Zwar rollten noch die Hufe wie Donnergrollen durch das Dorf, nur waren sie dabei, sich zu entfernen. Die Horde hatte ihre Pflicht getan und verschwand.

Weder Jane noch Bill drängten. Sie wollten nicht den Fehler begehen und sich zu früh aus ihrem Versteck entfernen. Abwarten war in diesem Fall besser. Schließlich konnten noch welche zurückgeblieben sein. Einige Minuten ließen sie verstreichen, dann nickte Jane. »Ich halte es hier nicht mehr aus«, erklärte sie.

»Okay, dann komm.«

Wieder machte Bill den Anfang. Er mußte sich abstoßen, um den Rand umklammern zu können. Mit einem Klimmzug zog er sich höher. Der Staub hing noch über dem Dorf. Bill schmeckte ihn auf den Lippen, aber auch so konnte er das Chaos erkennen, das die Reiter hinterlassen hatten. Es gab tatsächlich kein Haus, das noch stand. Es sah aus wie auf einem Schlachtfeld. Rauch trieb dem Reporter entgegen. Die mörderischen Reiter hatten die Felle angezündet. Zwei dieser großen Hütten standen in Flammen. Das Feuer zuckte dunkelrot an den Fellen hoch und produzierte einen dichten, schwarzen Qualm.

Jane hatte den Brunnen inzwischen auch verlassen und schaute sich das Chaos an.

»Na?« fragte Bill.

»Das müssen Irre gewesen sein!« flüsterte sie. »Ich kann mir keinen Grund vorstellen.«

»Reiner Zerstörungswahn.« Bill drehte den Kopf zur Seite, weil ihn der fette Qualm störte.

Das Grollen der Hufe lag in der Luft wie ein unheimlicher Abschiedsgruß aus der Ferne, und die gewaltige Staubwolke bewegte sich wieder auf die Berge zu.

Bill schaute auf das Feuer. Noch immer umwaberten die Flammen die qualmenden Häute. Der Rauch stank nach Fett, und er biß in die Kehlen der beiden Zuschauer.

Er wollte sich gerade umdrehen, als er das Hufgetrappel hörte. Im ersten Moment war er irritiert, glaubte noch an eine Täuschung, bis er es genau sah.

Hinter den Flammen schoß der Reiter hervor. Er hockte auf einem Tier, das beim ersten Hinsehen wie ein Pferd aussah, aber keines war, dafür ein Hirsch mit dunkelbraunem Fell. Über das Geweih hinweg schaute der Kopf des Reiters.

Ein rundes, kugeliges Gesicht mit einer dunklen Haut und bösen Augen. Er trug einen Helm aus Fell und war auch sonst mit Fellen bekleidet. Das alles kümmerte Bill nicht, ihn interessierte die Waffe des Kriegers. In der rechten Hand schwang er eine mächtige Keule, die zudem noch mit zahlreichen Nägeln gespickt war. Wer damit getroffen wurde, überlebte nicht.

»Bill, paß auf!« Jane schrie gegen das Donnern der Hufe an. Sie war zu weit entfernt, um Eingreifen zu können. Das wollte Bill auch nicht, der Reporter stellte sich.

Der Krieger glaubte, leichte Beute zu haben. Er würde links an Bill vorbeireiten, um mit der rechten Hand zudreschen zu können.

Hoch wuchs der Hirsch vor den Augen des Reporters auf, vergrößerte sich zu einem wahren Monster. Der Krieger schwang die mit Nägeln bestückte Keule in einem Halbkreis von unten nach oben, hätte Bill aufgespießt, nur stand der nicht mehr auf dem Fleck. Er hatte sich hingeworfen und rollte wie ein Bodenturner über den staubigen Untergrund in Richtung Brunnen.

Kurz davor schnellte er auf die Beine, warf sich über den Brunnenrand hinweg und bekam mit beiden Händen den Lanzenschaft zu fassen. Er riß die Waffe aus dem Sand hervor, drehte sich und erwartete den zweiten Angriff des Kriegers.

Daß der nicht aufgeben würde, war ihm klar. Seinetwegen sollte er kommen.

Der Krieger hatte sein ungewöhnliches Reittier um die Hand gedreht und ritt erneut heran.

Wieder kannte er keine Vorsicht.

Angriff war bei ihm die beste Verteidigung.

Um Jane kümmerte er sich nicht, er wollte Bill, der sich hinter dem Brunnen geduckt hatte und nur noch über den Rand hinwegschaute.

Der Reiter kam heran. Die Hufe des Hirsches schienen über den Boden zu fliegen. Staub umquoll ihn. Schreie drangen Bill entgegen.

Der rechte Arm des Töters bewegte sich wie ein kreisförmiger Flügel, als er die Keule schwang.

Dann drosch er zu.

Die Keule wischte über den Rand des Brunnen hinweg, schnellte dicht vor Bills Gesicht in die Höhe, der sich auf den Rücken geworfen hatte und aus dieser Lage die Lanze schleuderte, was schon einem kleinen Kunststück glich, aber er schaffte es.

Die dreieckige Spitze der Waffe drang von der Seite her in den Körper des Kriegers, den die Wucht des Treffers vom Rücken des Hirsches schleuderte.

Er fiel zu Boden, brüllte dabei schrecklich und trieb sich die Waffe noch weiter durch den Körper.

Damit war auch sein Leben beendet. Der Krieger starb auf eine sehr ungewöhnliche Art und Weise. Sein Körper quoll auf, wurde zu einem regelrechten Klumpen. Zuerst platzte die Kleidung, dann er selbst.

Blut spritzte hervor, doch kein normales. Es war eine grüne Flüssigkeit, die sich verteilte und irgendwo in den Spalten und Ritzen des Untergrunds versickerte.

Bill spreizte die Arme und ließ sie wieder gegen seine Oberschenkel fallen. »Das war unser erster Sieg«, sagte er zu Jane Collins, die langsam auf ihn zuschritt.

»Gratuliere, Bill.«

»Quatsch. Ich habe einfach Glück gehabt.«

»War es der einzige?«

»Sieht so aus. Der hatte wohl seine Lanze noch zurückholen wollen.« Bill schaute dem davonrennenden Hirsch nach. »Schade, den hätten wir als Reittier gebrauchen können.«

Jane legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Wo willst du denn hin?«

»Keine Ahnung.«

Auch Jane schwieg. Die Stille umgab sie. Die Feuer waren heruntergebrannt. Nur mehr dünner, schwarzer Rauch trieb über die Stätte der Verwüstung. Er paßte zu diesem Schlachtfeld.

»Aibon«, murmelte Jane. »Hat uns Guywano damit einen Gruß geschickt?«

»Möglich.«

»Dann möchte ich gerne wissen, wo sich unsere Freundin Margareta aufhält.«

»Hier bin ich!«

Sie erschraken beide, als sie in ihren Rücken die Stimme hörten.

Hastig drehten sie sich um. Da saß sie auf ihrem weißen Hirsch.

Und wieder wirkte sie wie eine Königin. Diesmal allerdings lag auf ihren Lippen ein leichtes Lächeln. Möglicherweise ein Ausdruck der Freude über den von Bill und Jane errungenen Sieg.

Sie ritt langsam näher, blieb dicht vor ihnen stehen und sagte: »Ich glaube, daß ich euch eine kleine Erklärung schuldig bin.«

»Das meine ich auch!« erwiderte Bill.

***

Margareta schwieg, als sie vom Rücken des Tieres stieg, aber ihr Lächeln blieb, was Bill und Jane als positiv ansahen. Die Frau trug ihr langes, rotes Kleid, das Haar zeigte den strengen Scheitel, kein Windstoß hatte es aufwühlen können. So wie sie ging, erinnerte sie an eine Königin, die über dieses Land herrschte, aber um diese Herrschaft kämpfen mußte.

»Wir warten noch immer«, sagte Bill.

»Ja, ich weiß, aber jetzt haben wir Zeit. Sie werden so schnell nicht mehr zurückkehren.«

»Wer sind sie?«

»Die Reiter. Sie nennen sich Dacs.«

»Nie gehört.«

Margareta lächelte. »Das kann ich mir vorstellen. Auch ich weiß nicht genau, woher sie stammen, jedenfalls gehören sie einer Rasse an, die nur Morden und Töten kennt.«

»Weshalb?«

»Sie wollen das Hexenreich in Besitz nehmen. Das heißt, nicht nur sie, eigentlich ein anderer.«

»Guywano?« fragte Jane.

»Richtig.« Margareta lächelte. »Deine Antwort beweist mir, daß ich die richtigen geholt habe.«

Bevor sie noch Fragen stellen konnten, hörten sie in der Nähe das leise Klingeln, als würden goldene Schellen bewegt und die Klöppel sanft gegen das Metall schaukeln.

Lichtglocken entstanden in der Luft. Helle Kreise, in denen es flimmerte und blitzte.

Plötzlich lösten sich die Kreise auf. Schlanke, mädchenhafte Gestalten schwebten engelgleich in der Luft, bewegten ihre hauchdünnen Flügel wie Schmetterlinge oder schüttelten ihr dünnes Haar aus, das an Spinnweben erinnerte.

Bill kam aus dem Staunen nicht mehr heraus. Er überlegte, ob es tatsächlich Elfen waren, stellte die entsprechende Frage und bekam sie bejaht.

»Es sind Elfen und Feen, Bill. Ihr befindet euch mitten in Aibon, in einem Gebiet, wo sie geboren werden und heranwachsen. In einem

Land, das ich Hexenreich genannt habe.«
»Aber Hexen sind anders!« warf Jane ein.
»Das stimmt. Sie müssen aber nicht anders sein. Es gibt welche, die sich nicht an die Gesetze des Teufels halten, sondern an ihre eigenen. Die vom Zauber der Schönheit leben, vom Umgang mit dem Unwahrscheinlichen. Das sind die Wesen, von denen viele Menschen träumen, und die von Träumenden oder den Kindern oft erscheinen.«
»Alles schön und gut«, sagte Bill. »Du magst dich ja hier wohl fühlen, aber für uns ist dieses Land nichts.«
Margareta nickte. »Das weiß ich auch. Über die Jahrtausende hinweg war Aibon für Menschen verschlossen. Auch hier gibt es verschiedene Teile, in keinen Teil dieses Landes durften Menschen hinein, aber die Vorzeichen haben sich gewandelt. Aibon ist in Gefahr, das sollte nicht vergessen werden.«
»Wer will ihm an den Kragen?« fragte Bill.
»Nicht nur Guywano allein. Er ist inzwischen soweit, daß er sich Unterstützung geholt hat. Aus den Tiefen der Hölle steigen die Mächtigen empor, um das Land in Besitz zu nehmen. Sie wollen mit allem kämpfen, was sie haben.«
»Und das wäre?«
»Lilith, die Horror-Reiter, die Schergen der Teufels…«
Bill Conolly bekam eine Gänsehaut, auch Jane wurde bleich. Was sie da erfahren hatten, war verdammt kein Spaß. Wenn die Hölle zum Großangriff blies, blieben Aibon und seinen friedlichen Bewohnern nur wenig Chancen.
»Wißt ihr nun, was die Glocke geschlagen hat?« erkundigte sich Margareta.
»Ja, so ungefähr, meine Teure. Das alles ist mir noch etwas suspekt. Was sollen wir hier?«
»Uns unterstützen.«
»Wir?« Bill deutete auf Jane und sich. »Das ich nicht lache. Da hast du dir schwache Menschen ausgesucht. Wir sind nicht einmal bewaffnet.«
»Das kann sich ändern.«
»Trotzdem.« Diesmal mischte Jane Collins sich ein. »Ich sehe noch immer keinen Grund für dieses Kidnapping.«
»Ihr seid nur die Vorboten. Ich mußte euch wegholen, um an einen anderen zu gelangen und ihn vom Ernst der Sache überzeugen. Es gibt noch eine Chance, John Sinclair, sein Kreuz und auch der Dunkle Gral. Sie gemeinsam können den Angriff stoppen.«
Bill und Jane glaubten, sich verhört zu haben. »Weshalb hast du uns geholt.«
»Um ihn nötigenfalls zwingen zu können«, erklärte Margareta.
»Toll!« schimpfte Bill, »wirklich toll.« Er schaute auf die in der Luft

schwebenden Elfen. »Können sie dir nicht helfen und dieses Land verteidigen?«

»Nein, sie sind zu schwach. Habt ihr nicht den Ort durchsucht und die Knochen gefunden?«

»Klar.«

»Das waren die Reste der Elfen, die die Dacs zurückgelassen haben.« Margareta sprach mit einer Stimme, aus der viel Bitterkeit hervorklang. Trotz aller Beteuerungen blieben die beiden mißtrauisch.

Sie waren schon zu oft genarrt worden. Gerade von Dämonen oder dämonischen Existenzen, die sich zahlreicher Tricks und Täuschungen bedienten, um ihr Ziel zu erreichen. Da war der Teufel das beste Beispiel. Er trat oft genug in Verkleidungen auf, mischte sich damit unter die Menschen und nutzte sie für seine Zwecke aus.

Hier hatten sie es mit einer weiblichen Person zu tun. Mochte sie sich auch noch so sehr in Szene setzen, hinter ihr Gesicht schaute niemand.

Die Elfen rahmten sie ein. Diese feinen Wesen mit den filigranen Körpern brachten etwas von einer zauberhaften Stimmung in die Landschaft des Todes. Die Dacs waren verschwunden, ebenso die dicke Staubwolke. Klar und scharf traten die Berge hervor. Ihre Gipfel zeichneten ein zackiges Muster.

»Ihr traut mir nicht – oder?«

Jane lächelte. »Es hat nichts mit Vertrauen zu tun. Wir denken beide nach. Es steht einfach zuviel auf dem Spiel.«

»Nein! du lügst. Ich merke, daß ihr mir nicht helfen wollt. Diese Welt soll versinken in ewiger Schwärze. Das Böse soll die Oberhand behalten. Der schwarzmagische Teil des Landes Aibon wird sich immer weiter ausbreiten. Ihr könnt euch den Vorwurf machen, nichts dagegen getan zu haben.«

»Das stimmt schon«, erwiderte Bill. »Wir können uns auch fragen, was geht uns Aibon an? Dieses Land ist über Jahrhunderte hinweg auch ohne uns ausgekommen. Menschen haben Aibon nicht interessiert. Und jetzt sollen wir plötzlich das Druidenreich retten? Wieso gerade wir? Weshalb habt ihr nicht John Sinclair geholt?«

»Eine gute Frage, auf die ich dir noch einmal eine Antwort geben will. Er wäre so einfach nicht gekommen. Du aber, Bill Conolly, besitzt das Zeichen.«

»Das Sigill der Alva.«

»Richtig.«

»Und was hat es damit auf sich?«

Margareta lachte. »Weißt du das noch immer nicht? Kannst du es dir nicht denken?«

»Nein.«

»Ganz einfach. Alva stammte von hier. Nur haben wir sie irgendwann ausgestoßen. Da ist sie zum Teufel übergelaufen und hat ihm gedient.

Sie war eine Verräterin. Du aber hast sie gekannt, Bill…«
»Und John Sinclair hat sie vernichtet.«
»Aber du warst mit ihr zusammen, du hast ihr Zeichen auf dem Körper. Man wird es spüren. Die Feinde. Das Zeichen der Alva ist wie ein Sender. Man wird dich immer aufspüren in diesem Lande. Man wird mit dir in Kontakt treten wollen, das ist unsere Chance.«
»Ich soll also ein Lockvogel sein?«
»Genau!«
Bill schluckte. Er wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte, schaute Jane an, deren Gesicht einen sehr nachdenklichen Ausdruck angenommen hatte. »Ich besitze das Zeichen nicht«, sagte sie leise.
»Weshalb wurde ich entführt?«
»Weil du zu uns gehörst!«
»Wie bitte?«
»Ja, du bist zwar keine Hexe mehr, aber als eigentliche Hexe fühle ich mich auch nicht. Deine Kräfte tendieren mehr in meine Richtung, wenn du verstehst. Wir sind uns irgendwo ähnlich, und das müssen wir einfach ausnutzen.«
»Noch Fragen?«
»Viele.«
Margareta schüttelte den Kopf. »Das kann ich mir denken, aber es ist nicht die richtige Zeit, um sie zu beantworten. Ich werde euch jetzt allein lassen. Zum richtigen Zeitpunkt bin ich wieder zurück. Keine Sorge. Und ich werde jemanden mitbringen, den ihr gut kennt. Drückt euch die Daumen, daß er sich nicht weigert. Denkt an die Dacs, denn sie stehen unter der Kontrolle anderer.«
»Moment noch«, sagte Bill. Er streckte ihr den Arm entgegen. »Ich will etwas von dir wissen.«
»Bitte.«
»Als du in mein Haus gekommen bist, ist mir etwas aufgefallen. Bei uns lebt die Wölfin Nadine mit der menschlichen Seele. Ich habe erlebt, wie sich Körper und Geist voneinander trennten. Bist du in der Lage, ihr wieder die normale menschliche Gestalt zurückzugeben?«
»Das möchtest du, nicht?«
»Ja!«
Margareta lachte hell und klingend. »Vielleicht«, sagte sie, »vielleicht kann ich das.«
Sie saß auf, winkte noch einmal und ritt in das Licht der Elfen hinein, wo sie aufgesaugt wurde und den Blicken der beiden Menschen entschwand.
Sekundenlang sprachen sie nicht. Sie schauten gegen den Himmel und spürten den Wind auf ihren Gesichtern, als wollte er ihnen Trost zusprechen.
»Und jetzt?« fragte Jane.

Bill starrte auf seine Beutewaffe, die Lanze. »Ich werde es vornehm sagen. Mist, verdammter, Verfluchter Mist!«
Dem war nichts mehr hinzuzufügen!

***

In der Tat, diese Margareta war schon eine beachtliche Erscheinung!
Hochgewachsen, unnahbar wirkend saß sie auf dem Fabeltier und schaute von außen her durch die wuchtige Scheibe in den Wohnraum, wo Sheila sich nicht rührte und wie eingefroren wirkte.
Auch mich faszinierte diese Person.
In ihrem langen, roten Kleid, das Haar streng gescheitelt und in zwei Hälften zurückgekämmt, mit einem goldenen Reif um die Stirn und schaukelnden Ringen an den Ohrläppchen.
Da nah der Terrasse auch eine Gartenleuchte brannte, wurde sie auch von diesem Lichtschein erfaßt. Es gelang mir nicht, an ihrer Gestalt etwas Hexenhaftes oder Dämonisches zu erkennen. Sie ließ sich eher mit einer Königin vergleichen, die aus den Tiefen einer anderen Zeit in die Gegenwart hineingestoßen war.
Es war still im Zimmer, bis auf unser Atmen. Schließlich preßte Sheila einen Satz hervor. »Das sie es wagt«, keuchte sie. »Daß sie es tatsächlich wagt, noch einmal zurückzukehren, wo sie doch Bill verschleppt hat. John, das ist…«
»Warte es ab, Sheila, bitte warte es ab.«
Das Reittier bewegte seinen Kopf. Es besaß einen mächtigen Schädel, ebenso wuchtig wie das auf dem Kopf wachsende Geweih. Seidenmatt schimmerte das weiße Fell des Hirsches. Ich konzentrierte mich auf dessen Augen und glaubte, darin Klugheit lesen zu können. Dieser Blick schien uns sezieren zu wollen.
Oft genug war über den weißen Hirsch geschrieben und berichtet worden. Besonders von Jägern in früherer Zeit, die ihn angeblich gesehen haben wollten.
Bisher hatte ich die Existenz des Hirsches in das Reich der Fabel verbannt, nun mußte ich einfach anders darüber denken, da ich ihn mit eigenen Augen sah.
Das Tier rührte sich. Ein Nicken zeigte an, daß es sich in Bewegung setzen wollte. Vielleicht hatte die Hexe einen leichten Schenkeldruck ausgeübt, ich wußte es nicht. Ich war nur gespannt, wie sie und der Hirsch ins Haus gelangen wollten.
Sein Gehen glich eher einem Schreiten. Majestätisch bewegte er sich voran. Dieser stolze Schritt war sonst nur bei edlen Reitpferden zu beobachten.
Sheila drehte den Kopf und schaute mich an. »Es sieht so aus, als wollte sie zu mir kommen.«
»Das meine ich auch.«

»Was soll ich tun? Öffnen?«

Ich schüttelte leicht den Kopf. »Nein, ich würde damit zunächst einmal warten.«

»Aber sie will…«

»Laß mal«, sagte ich leise, denn der Hirsch und seine Reiterin waren vor der Terrassentür stehengeblieben. Der Kopf des Tieres berührte beinahe die Scheibe.

Wir warteten darauf, was die Person unternehmen würde. Sie gab uns kein Zeichen, die Tür zu öffnen. Statt dessen streckte sie den Arm so weit vor, daß er noch über die Länge des Hirschkopfes hinausreichte und ihre Hand die Scheibe berühren konnte.

Es war nur ein momentaner Kontakt, der völlig ausreichte. Licht entstand. Ein grüner, wolkenartiger Schein floß von außen her in den Wohnraum. Er löste die Grenzen auf. Licht schmolz das Glas, räumte Widerstände zur Seite und gab den Weg frei.

Sie ritt hinein.

Phantomhaft, lautlos, und hinter ihr schloß sich die Scheibe wieder, als wäre nichts geschehen.

Ein magisches Phänomen, das auch mir fremd war. Aber ich hatte genau den Lichtschein beobachtet. Da war mir seine grüne Farbe aufgefallen.

Die Farbe Grün deutete auf ein bestimmtes Land hin, in eine bestimmte Richtung – Aibon.

Sheila faßte nach meiner Hand. Ihre war kalt und zittrig. Aus dem Zimmer des Jungen vernahmen wir ein Heulen. Natürlich hatte auch Nadine gemerkt, daß etwas verändert worden war. Die Wölfin gehörte zu den sehr sensiblen Tieren, und sie hielt es zwischen ihren Wänden nicht mehr. Aus dem Flur vernahmen wir das Tappen der Pfoten. Als sie an der Tür erschien, stoppten wir sie.

»Bleib dort stehen, Nadine!« rief ich ihr zu.

Auch Sheila wollte, daß sie nicht weiterkam, und Nadine gehorchte tatsächlich. Sie hockte sich langsam nieder. Margareta aber lächelte ihr zu und sprach sie indirekt an.

»Ein schönes Tier bist du. Und so ungewöhnlich. Zwei Dinge vereinigen sich in dir. Gestalt und Geist, aber beide sind grundverschieden. Ich spüre, daß du die Seele eines Menschen besitzt, die durch einen unglückseligen Fluch in den Wolfskörper gelangt ist…«

»Bist du gekommen, um uns das zu sagen?« fragte ich. »Das haben wir auch so gewußt.«

»Stimmt.« Sie blieb weiterhin auf ihrem Tier sitzen und mußte sich etwas bücken, um nicht mit dem Kopf gegen die Zimmerdecke zu stoßen. Da wir standen, kam sie uns ungewöhnlich groß vor, und sie schaute aus ihren dunklen Augen auf uns herab.

»Nein, das ist nicht der Grund meines Erscheinens.«
»Welcher dann?«
»Wo ist mein Mann?« rief Sheila. Sie löste ihre Hand aus der meinen und wollte auf Margareta zulaufen, aber ich hielt sie fest.
»Nicht, Sheila, bleib hier!«
Tief holte sie Luft, ballte ihre Hände zu Fäusten und beherrschte sich nur mühsam.
Margareta lächelte. »Er und Jane sind in Sicherheit«, erklärte sie mit leiser Stimme.
»Wo?« fragte ich.
»In Aibon!«
Ich nickte ihr zu. »Das hatte ich mir fast gedacht. Aibon also – das ist das Land, aus dem du kommst. Nur seltsam, daß ich dich bei meinen Besuchen dort noch nicht kennengelernt habe.«
»Aibon ist groß«, erklärte sie flüsternd. »Sehr groß sogar. Man kann nicht alles kennen.«
Ich nickte. »Das habe ich mittlerweile auch gemerkt. Ich frage mich nur, auf welcher Seite du stehst? Gehörst du zur düsteren Hälfte, zu Guywano oder zum Reich der Elfen, Feen und Legenden?«
»Nicht auf Guywanos Seite. Ihn hasse ich. Er ist unser Feind.«
»Wie schön, dann könnten wir ja zusammenkommen.«
»Das hoffe ich sogar.«
»Aber du hast dich Methoden bedient, die ich nicht billigen kann. Du hast zwei meiner Freunde in die andere Welt entführt. Ich mache dir einen Vorschlag. Hole sie wieder zurück, dann werden wir weitersehen. Einverstanden?«
»Nein!«
Diese klare Antwort hatte ich nicht erwartet. Auch Sheila nicht, die sich räusperte und wie auf dem Sprung stand. »Was soll das?« wollte ich wissen. »Dein Ziel hast du erreicht, du bist hier und…«
»Es fehlt mir noch etwas.«
»Und was?«
»Dein Kreuz!«
Ich schaute sie an, als hätte sie mir einen unsittlichen Antrag gemacht. Dann schüttelte ich den Kopf. Diese Geste bedeutete keine direkte Ablehnung, ich hatte etwas anderes damit im Sinn. Es war für mich nicht zu fassen, daß jemand mein Kreuz nach Aibon holen wollte.
»Nun?«
Ich hob den rechten Arm. »Darüber muß ich nachdenken. Du willst mein Kreuz haben?«
»Ja – und den Gral dazu!«
Diesmal konnte ich ein Auflachen nicht unterdrücken. »Das darf doch nicht wahr sein. Kreuz und Gral. Sag mal, bist du größenwahnsinnig?

Weißt du nicht, daß es Dinge sind, die mir gehören? Wertvolle Waffen, die ich nicht aus den Händen geben kann.«

»Ja, das habe ich mir gedacht.«

»Dennoch willst du so etwas?«

»In der Tat, John Sinclair. Ich brauche sie, um das Grauen stoppen zu können. Ich werde mit deinen Waffen zurückkehren und gegen die Feinde vorgehen.«

»Und du meinst, daß ich sie so ohne weiteres hergebe.«

»Sonst wäre ich nicht hier.«

»Die ist verrückt, John!« flüsterte Sheila. »Verflixt noch mal, die kann nicht normal sein.«

Da bin ich mir nicht sicher, denn ich hatte eine Stufe weiter gedacht. Das schien auch Margareta gemerkt zu haben, denn ihre Augen verengten sich zu Schlitzen, und so etwas wie ein wissendes Lächeln erschien auf ihren Lippen.

»Es wäre wirklich besser, wenn du es tust. Nicht nur für mich und euch, sondern auch für die beiden, die sich in Aibon und damit also in Lebensgefahr befinden. Ihr könntet sie retten…«

»Das heißt, du läßt sie frei, sobald du den Dunklen Gral und mein Kreuz bekommen hast.«

Vom Rücken des Reittieres nickte sie mir zu. »Ja, so ist es, John Sinclair.«

»Und wenn ich nicht darauf eingehe?«

Sie hob nur die Schultern. Reden konnte sie nicht, weil Sheila ihr zuvorkam. »John, mach es!« flehte sie mich an. »Tu Bill und Jane diesen Gefallen. Ich will beide lebend wiedersehen. Das mußt du doch begreifen!«

»Klar, Sheila, das will ich auch. Trotzdem, diese Sache gefällt mir überhaupt nicht.«

»Weshalb…?«

»Sie ist mir zu einfach, weißt du.« Die nächsten Worte sprach ich lauter. »Weshalb bittest du mich nicht, mit dir nach Aibon zu gehen und mich um deine Probleme zu kümmern?«

»Das ist sehr einfach. Du wirst hier in deiner Welt gebraucht. Habe ich jedoch deine Waffen, kann ich einiges ändern und Guywanos Heere zurückdrängen.«

»Seine Druiden?«

»Nein, es sind keine Druiden. Er hat die Dacs auf seine Seite gezogen. Ein kriegerisches Volk aus den Bergen. Es sind Barbaren, die alles zerstören. Sie sind selbst in Aibon gefürchtet, denn sie stehen nur auf der Seite des Bösen. Guywano will es wissen. Er will uns vernichten.«

»Wer ist das?«

»Die Hexen, die Elfen, die Feen…«

»Du bist also eine Hexe?« fragte ich nach.

»Ja, das kannst du sagen. Ich bezeichne mich allerdings auch als Zauberin.«
»Okay, wenn du so gut bist, dann kannst du deine Dacs hinwegzaubern. Zudem hast du Unterstützung. Ich frage mich, weshalb du gerade Jane Collins und Bill geholt hast.«
»Dafür gibt es Gründe. Sie ist ebenfalls eine Hexe, aber keine, die dem Teufel nahesteht. Sie fällt in mein Gebiet, sie weiß es nur nicht. In Aibon wird sie aufleben und merken, daß sie mehr kann als nur leben. Dieses Land wird dafür sorgen, daß ihre richtigen Kräfte beflügelt werden, sie kann etwas tun. Zusammen mit mir wird sie es schaffen, die Barbaren zu vernichten.«
Das glaubte ich ihr nicht ganz. »Gut«, sagte ich trotzdem. »Du hast jetzt über Jane gesprochen. Was ist mit Bill Conolly? Weshalb hast du auch ihn entführt?«
»Er hat ein Sigill auf der Brust.«
»Ja, das Dreieck«, sagte Sheila.
Die Person auf dem Rücken des weißen Hirsches nickte sehr langsam. »Es ist wichtig, denn dieses Brandmal stammt von einer Person, die auch in Aibon nicht ganz unbekannt war. Alva, die Feuerhexe. Sie hat einmal zu diesem Land gehört, bevor sie es verließ und sich den Kräften der Hölle zuwandte. Bill Conolly ist damals in ihre Fänge geraten und hat überlebt. Für mich ist es ein gutes Zeichen gewesen.«
»Ja, ich weiß. Bill hat damals nicht aus eigener Kraft überlebt. Ich habe mitgeholfen.«
»Auch das ist mir bekannt. Er hat den Ruf vernommen. Sein Brandmal begann zu schmerzen. Es war das Zeichen dafür, daß sich in seinem Leben etwas ändern wird. Er muß an Janes Seite kämpfen, sie unterstützen. Die Kraft des Mannes, die magischen Kräfte der Frau. Hinzu werde ich stoßen und dein Kreuz bei mir tragen. Nur so kann es uns gelingen, Guywano zu stoppen. Und ich werde den Dunklen Gral bekommen, der…«
»Irrtum, Margareta. Du bekommst weder ihn noch das Kreuz. Ich denke nicht daran, mich von meinen wertvollsten Waffen zu trennen.«
»John!« rief Sheila laut. »Denke an Bill und Jane. Was du da sagst, das ist…«
Ich streichelte ihren Arm mit einer sanften Bewegung. »Keine Sorge, daran denke ich schon. Ich will sie auch zurückhaben, aber ich werde selbst nach Aibon gehen und sie holen. Oder hast du etwas dagegen, Margareta?«
»Das habe ich. Du mußt in London bleiben. Mir reichen deine Waffen, John Sinclair.«
»Aber mir nicht.«
Sie wartete. »Ist das dein letztes Wort, Geisterjäger?«
Ich lachte. »Du kennst sogar meinen Spitznamen. Kompliment. Ja, es

ist mein letztes Wort gewesen. Entweder wir beide oder keiner. Mehr kann ich dir nicht zusagen.«

Sie überlegte, schaute Sheila an, dann mich. Sheila stand rechts neben mir. Obwohl sie sich nicht bewegte, spürte ich ihre Unruhe. Ich konnte sie gut verstehen, aber ich mußte in diesem Fall hart bleiben.

Wenn ich die Waffen freiwillig an eine Unbekannte abgab, konnte damit viel Unheil angerichtet werden, denn ich wußte nicht, wer Margareta war. Nur soviel, daß sie sich zu den positiven Hexen zählte, aber das hatte sie mir auch nicht beweisen können.

Nadine hockte vor der Tür zum Flur und knurrte leise. Sie mochte die Person nicht. Und auf das »Urteil« eines Tieres sollte man sich als Mensch ruhig verlassen. Die Vierbeiner spüren gewissen Dinge, die uns verborgen bleiben.

Margareta startete noch einen Versuch. »Du willst sie also allein in der anderen Welt lassen?« fragte sie.

»Nein, das will ich nicht. Ich werde dich begleiten. Wir können uns gemeinsam der Gefahr stellen. Wenn dir etwas daran liegt, Guywano zurückzuschlagen, dürftest du meine Hilfe nicht abweisen. Doch mir scheint, als wärst du nicht darauf erpicht, daß Guywano…«

»Rede nicht so!« fuhr sie mich an. »Es geht nicht nur um ihn. Es sind noch seine Helfer da, die gefährlichen Dacs, die Barbaren. Der Druidenfürst versucht, auch andere auf seine Seite zu ziehen. Er will die Heerscharen der Hölle an sich binden. Es sind furchtbare Wesen, aber am schlimmsten sind die, die ebenfalls erscheinen sollen.«

»Vier Reiter?«

»Du wirst sie kennen!«

»Ja, AEBA!«

»Das ist richtig. Die Horror-Reiter. Die Übermittler der Pest, des Schwarzen Tods, wie die Menschen im Mittelalter die Seuche genannt hatten.«

Mir war es kalt den Rücken hinabgelaufen. Mit AEBA hatten wir furchtbare Erfahrungen gemacht. Lange Zeit waren sie im Tunnel der Zeiten untergetaucht. Für mich waren es Söldner, die dem Teufel dienten. Sie hatten sich auf seine Seite geschlagen. Wo sie erschienen, regierte das Grauen. Sie in Aibon? Das war mir neu.

»Die Horror-Reiter sind also da?«

»Noch nicht«, erklärte die Hexe, »noch nicht. Wenn sie erscheinen, muß es jemand geben, der sie stoppen kann. Das will ich sein. Und zwar mit deinen Waffen. Jetzt weißt du Bescheid, Sinclair.«

»Sicher.«

»Bleibst du noch immer bei deinem Entschluß?«

Ich nickte ihr zu.

Neben mir atmete Sheila heftig. Auch sie kannte die Horror-Reiter und sah natürlich Bills Chancen sinken. Noch besaß ich allerdings

keinen Beweis dafür, daß die Horror-Reiter tatsächlich Aibon angreifen wollten. Die Hexe konnte mir viel erzählen. Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser.

»Was nun folgt«, sagte sie, »wirst du dir selbst zuzuschreiben haben, John Sinclair. Du hast gemerkt, daß diese Nacht eine besondere ist. Die warmen Winde streifen über Stadt und Land. Nicht allein das Wetter trägt daran die Schuld. Es ist möglich, daß sich die Grenzen des Reiches Aibon geöffnet haben. Ich bin gekommen und somit der Beweis für die Öffnung der Grenzen. Aber auch andere können es schaffen.« Auf ihrem Gesicht lag plötzlich ein harter Zug, als sie mir diese Worte sagte. Die Augen nahmen einen düsteren, stählernen Glanz an. Da kochten in ihr Emotionen hoch. Sie kam mir vor sie eine Frau, deren Pläne allmählich zusammenbrachen und sie dagegen nichts mehr tun konnte.

»Von welchen Wesen sprichst du?«

»Ich habe dir vorhin einen Namen gesagt. Es sind die Dacs, Barbaren, gefährliche Horden. Du wirst schon sehen…«

Ich wollte ihr noch etwas zurufen, als sie ihr Reittier herumzog.

Das geschah mit einer schnellen fließenden Bewegung. Sie war mit den Augen kaum zu verfolgen und auch schneller, als ich handeln konnte. Plötzlich huschte sie wieder auf das große Fenster zu. Die Scheibe bildete kein Hindernis. Sie glitt einfach hindurch, tauchte noch einmal im Licht der Terrassenleuchte auf und jagte einen Moment später hinein in den dunklen Nachthimmel.

Wie ein Spuk war sie gekommen, wie ein Spuk war sie verschwunden. Zurückgelassen hatte sie zwei Menschen, deren Sorgen keinesfalls geringer geworden waren…

***

Sheila Conolly ließ sich mit einer steifen Bewegung in einen nahestehenden Sessel fallen. Ihr Blick hatte eine gewisse Starrheit bekommen. Nadine trabte auf sie zu, ließ sich neben ihr nieder, und Sheila begann damit, das Tier zu streicheln. Es waren rein automatische Bewegungen, denn keine Freude trat dabei in ihre Augen.

»Ich glaube, John«, sagte sie mit einer leisen Stimme. »Ich glaube, du hast alles falsch gemacht.«

Ihre Worte trafen mich hart. Ich preßte die Lippen zusammen und war im ersten Augenblick nicht in der Lage, eine Antwort zu geben.

Statt dessen schaute ich sie an.

Sheila wirkte auf mich wie eine fremde Person. Sie hatte mir gegenüber eine Sitzhaltung eingenommen, die voll und ganz auf Abwehr oder Verachtung programmiert war. Sie wollte mit mir nichts zu tun haben. In ihren Augen war ich ein Verräter.

Ich atmete tief ein. »Sheila«, begann ich. »Du mußt verstehen…«
»John«, unterbrach sie mich. »Ich habe verstanden. Ich habe voll und ganz begriffen, daß du nicht bereit bist, Bill und Jane aus dieser verdammten Welt zurückzuholen. Nie hätte ich gedacht, daß du so reagieren würdest. Du hättest dieser Person dein Kreuz geben müssen, um Menschenleben zu retten. In der anderen Welt hätte es viel geholfen, das kannst du mir glauben.«
»Ich weiß es nicht, Sheila. Der Gral und das Kreuz. Da kann auch ein Trick dahinterstecken. Diese Margareta hätte mich waffenlos gemacht, denk darüber nach.«
»Nein, sie wollte nur das Gute!«
»Das weiß ich eben nicht!« rief ich laut. »Ich erinnere mich an ihre letzten Worte. Sie hat von den Dacs gesprochen, diesen gefährlichen Barbaren. Sie wäre mit dem Kreuz in ihre Welt zurückgekehrt, hätte mich waffenlos zurückgelassen und hat auch von den Dacs gesprochen, die bald erscheinen sollen. Weißt du, was das bedeutet?«
»Ja. Wenn die Barbaren erscheinen. Hättest du dich mit deinem Kreuz nicht gegen sie wehren können.«
»So ist es.«
»Du hast damit zwei andere Menschen geopfert!«
»Moment!« erwiderte ich laut. »Das kannst du nicht behaupten, Sheila. Sorry, es gibt keinen Beweis dafür, daß Jane und Bill nicht mehr am Leben sind. Beide haben schon viel überstanden, und ich will einfach nicht daran glauben, daß Margareta sie so mir nichts dir nichts tötet oder anderen überläßt. Diese Hexe folgte anderen Gesetzen. Sie hat ihre eigenen Pläne, um an meine Waffen zu gelangen. Das war nur der erste Teil des Spiels. Ich weiß nicht, wie der zweite aussehen wird, bin mir jedoch fast sicher, daß die Dacs eine Rolle spielen.«
Sheila hob die Schultern. »Vielleicht hast du recht«, sagte sie, stand auf und bat mich, sie allein zu lassen.
Es war ein diplomatisch ausgesprochener Hinauswurf. »Bist du sicher, daß du allein bleiben willst?«
»Hätte ich es dir sonst gesagt?«
»Ja, schon gut. Ich möchte dich nur warnen, Sheila. Es gibt Mächte, gegen die du nicht ankommst. Ich denke dabei an die gewissen Dacs, diese Barbaren, und ich traue ihnen ohne weiteres zu, daß sie dich besuchen werden.«
»Weshalb sollten sie das?«
»Nach meinem Wissen hängt es mit den Plänen dieser Margareta zusammen. Glaub mir.«
»Was weißt du über ihre Pläne, John?«
»Nichts oder nicht viel, das gebe ich zu. Aber ich kann mich auf mein Gefühl verlassen und auf das Kreuz. Als ich zusammen mit Suko in

diesem Lokal saß, hat es mich gewarnt. Und diese Warnung nehme ich nicht auf die leichte Schulter. Mein Kreuz hat die Gefahr gespürt. Ich muß damit rechnen, daß sie von Margareta ausgeht. Siehst du das ein, Sheila?«

»Ich kann es nicht. Ich denke zu sehr an Bill. Ich will ihn wieder freihaben.«

»Das wird auch geschehen.«

»Dann bin ich gespannt«, erwiderte sie mit einem spröden Klang in der Stimme.

»Sicher.« Ich bewegte mich auf die Tür zu. Nadine, die Wölfin, schaute mich an. Ich bückte mich und strich mit den gespreizten Fingern durch ihr Fell.

Sheila blieb im Wohnraum zurück wie eine Fremde, während ich zur Tür ging. Als ich sie öffnete, drehte ich mich noch einmal um.

Nein, sie folgte mir nicht, auch die Wölfin blieb zurück.

Grußlos verließ ich das Haus. Und auch kopfschüttelnd, sehr befremdet über die Kälte, die Sheila Conolly ausgestrahlt hatte. So hatte ich sie noch nie erlebt.

Sheila mußte vor Sorge über ihren Mann fast vergehen. Da wurde sie zu einer zweibeinigen Löwin, die um das Leben ihres Partners kämpfte. Sie hätte alles in die Waagschale geworfen.

Ich ebenfalls, so war das schließlich nicht. Nur blieb bei mir ein Rest Mißtrauen zurück. Ich dachte an die Warnung durch mein Kreuz. Es war der wichtigste Indikator für eine schwarzmagische Bedrohung, und die konnte von der Hexe ausgehen, mochte sie sich geben, wie sie wollte.

Neben dem Rover war ich stehengeblieben. Die Tür hatte ich schon aufgeschlossen, sie aber nicht geöffnet.

Mein Blick fiel in den Himmel. Dort konnte ich nichts Unnatürliches entdecken. Er spannte sich glatt und unendlich weit über London hinweg, wolkenfrei, bedeckt von glitzernden Sternenhaufen, die sich wie Diamantsplitter verteilt hatten.

Dahinter, dazwischen und dafür die Unendlichkeit des Alls, das bisher niemand begriffen hatte.

Ich stieg ein, rollte langsam auf den Weg und warf noch einen Blick zum Haus hin.

Niemand winkte mir zum Abschied zu. Zwischen mir und Sheila Conolly stand eine dicke Eisschicht. Das hatte es noch nie gegeben.

Mit einem unguten Gefühl fuhr ich meinem nächsten Ziel entgegen.

Es war das Haus der Sarah Goldwyn. Dort mußte ich mit Suko sprechen.

Zuvor wollte ich, auch wenn es ein Umweg war, an meiner Wohnung vorbeifahren. In diesem Fall spielte der Dunkle Gral eine wichtige Rolle.

Margareta hatte ihn unter allen Umständen gewollt. Den Grund dafür wollte ich über ihn erfahren…

***

Bill Conolly kam sich etwas lächerlich vor, als er sich auf die Lanze stützte und zum wiederholten Mal einen Blick in die Runde warf. Es hatte sich nichts verändert. Auch der Rauch wehte nicht mehr aus den Trümmern. Der Geruch von Verbranntem aber lag nach wie vor über dem Gelände und hatte sich an ihren Nasen festgesetzt.

Jane wußte ebenfalls keinen Rat. Einige Male hatte sie versucht, die in ihr schlummernden Kräfte zu wecken, es war ihr nicht gelungen. Immer wieder stieß sie an eine Barriere.

»Was machen wir?« fragte Bill. »Sollen wir hier bleiben? Auf Margareta warten?«

»Das wäre am besten.«

Bill schaute gegen den blassen Himmel über Aibon. »Dann glaubst du, daß sie zurückkehren wird?«

»Sicher.«

Bill merkte ihr an, daß sie noch etwas hatte sagen wollen, es aber nicht auszusprechen wagte. Er hielt sein Gesicht gegen den Wind, als er leise fragte: »Mit oder ohne John Sinclair?«

Jane Collins wich einer direkten Antwort aus. »Sie will sein Kreuz haben.«

»Wird er es hergeben?«

»Würdest du es tun?« Scharf drehte sie sich zu Bill um, der ihren fragenden Blick auf sich gerichtet sah.

»Ich weiß es nicht. Es kommt darauf an.«

»Das sehe ich auch so. Ich kann mir nicht vorstellen, daß John seine Waffe aus den Händen geben wird. Dabei möchte ich zu gern wissen, welches Spiel hier läuft?«

»Sie hat es uns gesagt.«

Jane legte den Kopf schief. »Glaubst du daran, Bill?«

»Ich weiß es selbst nicht. Eigentlich könnte man ihr ja trauen, aber nur eigentlich«, verbesserte er sich selbst und schüttelte gleichzeitig den Kopf. »Wie es auch kommen wird, Jane, ich nehme alles so hin. Einverstanden?«

»Uns bleibt keine Wahl.« Jane drehte sich wieder und schüttelte sich dabei. Dann hob sie die Hände, spreizte die Finger. Bill wollte etwas fragen, unterließ es jedoch, weil plötzlich Funken über Janes Nägel hinwegflirrten.

Geduckt stellte sie sich hin. Ihr Gesicht nahm eine blasse Farbe an, wie bei einem Menschen, dessen Kreislauf auf der Kippe stand. »Ich spüre etwas, Bill. Da verändert sich was in der Nähe…«

Sie hatte die Worte kaum ausgesprochen, als es geschah. Über ihren

Köpfen erschien wieder das Licht, in dem auch die Elfen und Feen gebadet waren.

Dieser tanzende Schein, strahlend und…

Plötzlich verpuffte er.

Schreie erklangen, wehten über ihre Köpfe hinweg, und das helle Licht veränderte sich schlagartig zu einer grauschwarzen Wolke, in der etwas knackte und schließlich nach unten fiel.

Knochen…

Es regneten Elfenknochen auf Jane und Bill nieder, die sich mit einigen Sprüngen vor diesem makabren Regen in Sicherheit brachten.

Sechs, sieben Lichter hatten sie über sich schweben gesehen, und aus sechs düsteren Wolken fielen die Knochen herab. Beide hatten eine Gänsehaut bekommen. Zuletzt fielen die Schädel, erreichten den Boden und zerbrachen.

Aus…

Bill atmete scharf. »Ich glaube«, flüsterte er, während er auf die Knochen starrte. »Hier sind wir nicht mehr sicher. Die andere Kraft hat uns bereits erreicht. Nur haben wir sie nicht sehen können. Aber du konntest sie spüren!«

»Erst im letzten Augenblick.«

»Und was war?«

»Ich kann es dir nicht sagen. Ein Strom umfing mich, als wollte er mich auch zerstören. Plötzlich reagierte ich, ohne daß ich etwas dazugetan hätte. Mein Körper zog sich zusammen, gleichzeitig jagte der Kraftstrom hindurch. Ich merkte es an meinen Fingerspitzen, als er dort austrat. Ich glaube, wir sollten verschwinden.«

»Und wohin? In die Berge, wo die Dacs lauern? Nein, ich will die Rückkehr dieser Hexe abwarten. Sie muß uns etwas sagen können, sie…«

»Ich kann euch etwas sagen!« hörten sie ihre Stimme, die spröde klang. »Ganz anders als sonst. Ich kann euch viel sagen, und ich werde euch die Enttäuschungen nicht ersparen.«

Auf den Gesichtern der beiden zeichneten sich ihre Gefühle ab.

Gemeinsam drehten sie sich um.

Margareta saß nun vor ihnen. Weder sie noch das Reittier rührten sich. Schon immer hatte sie sich unnahbar gezeigt, aber nicht so wie in diesen Augenblicken. Von ihr strahlte etwas ab, das zumindest Bill ein Frösteln über den Rücken rinnen ließ.

Haß, Feindschaft?

Bill senkte seine Beutewaffe, so daß die Spitze jetzt auf die Brust des weißen Hirsches wies.

Margareta ignorierte dies. Sie wandte sich mit ihren Erklärungen an beide Menschen. »Ich bin zurückgekehrt, und ihr wißt, weshalb ich ging. Ich wollte etwas holen, um der Gefahr einen Riegel

vorzuschieben, doch ich habe es nicht bekommen. Ihr ahnt bereits, um was es sich handelt. In der Tat, euer Freund John Sinclair wollte sein Kreuz und auch den Gral nicht aus der Hand geben. Das ist schade, das ist Pech für euch, denn nun ist diese Welt nicht mehr zu retten. Ich weiß nicht, was ich noch anstellen soll. Die Dacs werden freie Bahn haben. Sie schaffen es auch, die Grenze zu überschreiten. Ich hatte sie hier stoppen wollen, nun aber werde ich sie nicht mehr zurückhalten können.«

»Was heißt das?« rief Bill.

»Sie werden über Menschen herfallen.«

»Wußte John das?«

»Ja.«

»Und er hat dir das Kreuz nicht überlassen?«

»Sonst würde ich es euch zeigen.«

Bill schüttelte den Kopf. Er begriff die Reaktion seines Freundes nicht und wandte sich an Jane. »Hör mal zu, du müßtest doch eigentlich genau Bescheid wissen – oder?«

»Nein, diesmal nicht.«

»Aber er hätte…«

Jane schüttelte heftig den Kopf. Sie gab Bill keine Antwort und sprach mit Margareta. »John Sinclair wird seine Gründe gehabt haben, das Kreuz nicht aus der Hand zu geben.«

»Er hätte damit Leben retten können.« Sie wies mit dem schlanken Zeigefinger auf die beiden. »Eure, zum Beispiel. Eure Leben wären gerettet worden, so aber werdet ihr in diesem Land vergehen und einen fürchterlichen Tod erleiden.«

»Und was ist mit dir?« rief Jane.

Das Lachen der Hexe schallte weit über die Stätte des Todes hinweg. »Ich gehe meinen eigenen Weg.«

»Gut, dann bring uns zurück auf die normale Erde, in unsere Zeit. Dort werden wir gebraucht.«

»Jane Collins!« rief sie laut. »Wie käme ich dazu, so etwas zu tun? Nein, nicht mehr. Es ist alles aus. Vielleicht sehen wir uns noch einmal wieder«, sagte sie mit einer Stimme, in der ein gewisser hinterhältig klingender Singsang mitschwang. Dann riß sie ihr Reittier herum und jagte in Menschenhöhe davon. »Denkt daran, die Grenzen sind offen. Nicht nur für mich, auch für andere…«

Mit diesen frohen Abschiedsworten verschwand sie aus dem Blickfeld der beiden.

Jane und Bill waren zunächst sprachlos. »Die Grenzen sind offen!« flüsterte Bill. »Was kann sie damit gemeint haben? Doch nur, daß die Dacs einfallen können.«

»Vielleicht noch mehr.«

»Und was tun wir?«

»Ich habe keine Lust, den Rest meines Lebens in Aibon zu verbringen. Wir werden diese Stätte verlassen. Vielleicht haben wir Glück und treffen auf Personen, die uns helfen.«

»Meinst du?«

»Hat John Sinclair nicht hier auch Freunde? Ich denke an den roten Ryan oder an eine rothaarige Frau namens Miriam di Carlo, das Medium, das damals den Tod von London sah. Miriam befindet sich in diesem Land.«

»Das sehr groß ist.«

»Ich weiß. Nur vergißt du, daß ich als weiße Hexe Kontakt aufnehmen kann. Falls Miriam di Carlo medial begabt ist, müßte es mir gelingen, sie zu kontaktieren.«

»Nicht schlecht.«

Jane Collins lachte, obwohl es ihr schwerfiel. Aber sie mußte Bill aufmuntern und schlug ihm auf die Schulter. »Komm, alter Kämpfer, packen wir es gemeinsam.«

»Ja, versuchen wir es«, erwiderte der Reporter nicht eben überzeugt. »Ich frage mich nur, wie es meiner Familie ergeht. Was Sheila macht. Mein Gott, sie wird Höllenängste ausstehen.«

Jane schüttelte den Kopf. »Sei nicht so pessimistisch. Wir haben bisher alles in die Reihe bekommen, und das wird auch diesmal so sein.«

»Eine Frage mal. Glaubst du an deine Worte?«

»Ich bemühe mich zumindest.«

Bill hob die Schultern. »Na ja, jedenfalls können wir uns gegenseitig Mut zusprechen.«

Dann schritt er hinter Jane her, die schon vorausgegangen war.

Sehr bald schon hatte die Weite des Landes sie verschluckt…

***

Zeit ist ein relativer Begriff. In Aibon jedenfalls schien sie nicht zu existieren.

Wie lange Jane und Bill unterwegs gewesen waren, konnten sie nicht sagen. Sie gingen wie die Automaten und sorgten nur immer dafür, daß die Masse der Berge links von ihnen blieb.

Unmerklich hatte sich der Bewuchs verändert. Nicht nur die steppenartige Ebene lag vor ihnen, es entstanden gewaltige Buschinseln, dichte Wälder, kleine Bäche und schmale Flußläufe. Auch Tiere sahen sie. Fast nur Vögel, die über ihren Köpfen weite Kreise zogen und sich von den Aufwinden tragen ließen.

Manchmal entdeckten sie auch gelb-grüne, dünne Rauchwolken über den Bergspitzen. Beide wußten, daß es tätige Vulkane waren.

In dem öden, leeren und grausamen Teil des Landes gab es so gut wie keinen Bewuchs. Der Untergrund bestand aus grauschwarzem

Vulkangestein. Da wuchs kein Gras, da existierten keine Bäume. Es war ein Land des Schreckens, in dem sich wirklich nur Dämonen wohl fühlen konnten.

Dort herrschte seit altersher der furchtbare Druidenkönig Guywano. Eine grausame Gestalt, die zum Herrscher des gesamten Reiches aufschwingen wollte, es bisher jedoch nicht geschafft hatte. Früher war Aibon für sich gewesen, völlig isoliert von anderen Welten, aber Guywano hatte es öffnen wollen, um andere Mächte zu Hilfe zu holen, auch die der Hölle, mit der er eigentlich nichts zu tun hatte.

Jane und Bill waren keine Roboter. Auch sie machten schlapp.

Zwar stolperten sie nicht über ihre eigenen Beine, doch ihre Schatten waren schon langsamer geworden.

Inmitten einer hügeligen Gegend legten sie eine Rast ein, direkt neben einem klaren Bachlauf.

Erschöpft ließen sich beide in das Gras sinken. Bill legte sich auf den Rücken, während Jane die Arme gestreckt hielt und sich mit den Händen abstützte.

»Wie weit noch?« fragte der Reporter.

»Bis wir das Ende des Regenbogens erreicht haben.«

»Also nie?«

»Ich hoffe es.«

Bill erhob sich. Er trat an den Bachlauf, kniete sich dort nieder und schaute gegen die Oberfläche. In ihr spiegelte sich der Himmel über ihnen wider. Auch sein Gesicht sah er. Durch die sich rasch bewegenden Wellen zerrann es in lange Streifen, als wollte er zerfließen.

Der Reporter beugte sich nieder und schlürfte von dem kristallklaren Wasser. Es mundete ihm, nicht zu vergleichen mit dem aus der Wasserleitung.

In Aibon war eben vieles anders. Da konnte man die Gegensätze direkter erleben als auf der normalen Erde.

Er richtete sich auf, wischte seine Lippen ab und schaute über den Bach hinweg. Hohes Strauchwerk wuchs wie eine dichte Wand. Die gummiartigen Blätter schienen mit ihren Stengeln und sich selbst ineinander verschlungen zu sein. Es gab keine Lücke, durch die er schauen konnte. Wenn sie weitergingen, mußten sie einen Weg finden, um den Buschgürtel zu umgehen.

Er drehte sich um.

Jane Collins war aufgestanden. Sie hatte sich in einer Haltung aufgebaut, die ihm gar nicht gefiel.

»Was ist los, Jane?«

»Ich weiß es nicht!« flüsterte sie. »Etwas ist anders. Ich höre keine Vogelstimmen mehr.« Sie deutete einen Halbkreis an. »Schau dir die Insekten an. Sie fühlten sich gestört. Wir haben sie lange genug auf

unserem Weg hierher beobachten können. Irgend etwas ist mit ihnen geschehen, Bill.«

In der Tat sah Bill Conolly, daß sich die Insekten seltsam benahmen. Die herrlich gefärbten Schmetterlinge flatterten zwar noch, aber ihre Wege wirkten anders als sonst. Sie suchten sich auch keine Blüten aus, auf die sie sich niederlassen konnten, sondern zirkelten über den Blättern der Sträucher hinweg.

»Gefahr?« fragte Bill.

Jane nickte nur.

»Wo?«

»Ich kann sie nicht lokalisieren. Ich spüre nur, daß sich uns etwas nähert. Das ist es.«

»Man hört nichts.«

»Leider«, sagte Jane. »Jedenfalls sollten wir an diesem Ort nicht mehr länger bleiben.«

»Ich bin einverstanden.« Den Buschgürtel im Auge behaltend, schritt Bill auf die Detektivin zu. Dennoch wurden sie beide von den Ereignissen überrascht.

Wo sie auch hinschauten, bewegte sich der grüne Gürtel. Darin oder dahinter hatten diejenigen gelauert, die das Gebiet besetzen wollten und Tod und Verderben brachten.

Dacs!

Sie heulte und schrien nicht, als sie angriffen. Flach hechtend und pfeilartig schossen sie aus ihren Deckungen. Bill konnte sie nicht zählen, er und Jane sahen nur die verzerrten Gesichter unter den helmartigen Kappen und die waffenschwingenden Arme.

Keulen und Lanzen wurden von starken Fäusten umklammert.

Ölig glänzende Körper wirkten wie kompakte Steine, in die Leben gekommen war. Bemalte Gesichter, haßglänzende Augen, aufgerissene Mäuler, so stürzten sie sich auf die beiden.

Bill und Jane konnten nichts tun. Der Reporter warf sich zu Boden, die Arme als Deckung hochgerissen, um den mörderischen Schlägen zu entgehen.

Jane stand noch länger auf den Beinen. Sie versuchte verzweifelt, ihre weißmagischen Kräfte gegen die Horde der Barbaren einzusetzen und sie dadurch zu stoppen.

Es gelang ihr nicht. Sie spürte zwar die stromartigen Stöße durch ihren Körper jagen, nur gelang ihr keine Abwehr. Etwas Hartes klatschte gegen die vorgestreckten Arme und wischte sie mit einer fast lächerlichen Bewegung zur Seite.

Mehr sah sie nicht.

Ihr Blickfeld wurde von den massigen Körpern eingenommen, die über ihr zusammenbrachen und sie hart gegen den Boden preßten.

Jane nahm noch den Geruch der Barbaren war, ein schwefelhaltiger,

scharfer Gestank, dann raste etwas Dunkles auf sie zu, daß sie in einen tiefen Tunnel riß, nachdem es an ihrer Stirn detoniert war.

Das gleiche war auch mit Bill geschehen. Beide lagen leblos im Gras, und beide sahen nicht, wie über dem Rand des Gebüsches eine Gestalt hochwuchs, die auf einem weißen Hirsch saß und deren Mund zu einem kalten Lächeln verzogen war…

***

Hinter Sukos BMW war noch genügend Platz, so daß ich meinen Rover abstellen konnte.

Noch knapp eine halbe Stunde bis zur Tageswende, so spät war es, als ich den Wagen verließ.

Der Himmel hatte sich auch jetzt nicht verändert. Nach wie vor zeigte er seine blasse, übernatürliche Farbe, dennoch dunkel, von einem schwarzen Blau.

Dazwischen die Sterne, sehr weit weg, trotzdem irgendwie zum Greifen nahe.

Meine Rückenhaut spannte sich, als ich durch den Vorgarten schritt. Die Tür brauchte ich nicht zu öffnen, Suko und Lady Sarah hatten mich gesehen und zogen sie auf.

Mein Freund stand auf der Schwelle. »Ich wollte schon eine Vermißtenanzeige aufgeben«, begrüßte er mich. »Was ist denn los? Wo warst du?«

Ich winkte ab. »Erzähle ich dir gleich.«

»Okay.«

Im Flur zog ich meine Jacke aus und stellte auch den Gral zur Seite. Lady Sarah war ebenfalls erschienen. Sie und Suko schauten verwundert auf diesen kostbaren Gegenstand.

»Weshalb hast du ihn mitgebracht?« fragte die Horror-Oma.

»Das erkläre ich euch später.«

»Warte, ich gebe dir einen Tee.« Sie schaute mich an und schüttelte den Kopf. »Du bist ja völlig von der Rolle, Junge. Was hast du?«

Ich ließ mich in den Sessel fallen und schaute gegen den alten Schrank, an dessen glatter Oberfläche sich der Lichtschein widerspiegelte. Das Haus hatte nichts Weihnachtliches mehr an sich. Ich dachte unwillkürlich an unser letztes Weihnachtsessen, das durch einen grausamen Mord brutal gestört worden war.

Sie kam mit dem Tee. Ich hatte mir eine Zigarette angezündet und schaute versonnen den Rauchwolken nach.

Suko wartete ebenfalls gespannt. »Du warst also bei den Conollys?« begann er.

»Ja. Und ich habe dort Janes und Bills Entführerin kennengelernt. Eine Hexe namens Margareta. Du hast dich nicht geirrt, Sarah. Sie saß tatsächlich auf einem weißen Hirsch.«

Die Horror-Oma setzte sich. Da die Teetasse in ihrer Hand klapperte, nahm ich sie ihr hastig ab.

»Und was wollte sie?«

»Mein Kreuz, Suko. Und den Gral. Beide Dinge sollten Bill und Jane auslösen.«

»Du hast sie nicht aus der Hand gegeben?«

»Nein. Der Gral steht ja hier im Flur.«

»Dann hast du Gründe gehabt?«

»Sicher.« Ich klopfte Asche ab, trank Tee, ließ ihn in meinen Magen gleiten und erzählte den beiden diese unwahrscheinliche Geschichte, die mir widerfahren war.

Sie konnten es kaum fassen. Immer wieder schüttelten sie den Kopf, atmeten tief ein, dachten nach, bis Sarah Goldwyn mit einer Bemerkung herausrückte.

»Wie ich Sheila kenne, wird ihr deine Haltung nicht gefallen haben, John.«

»So ist es leider. Sie hat mich praktisch hinausgeworfen. Tut mir leid, daß ich dies sagen muß.«

Suko pfiff leise durch die Zähne. »Das ist allerdings hart«, gab er zu. »Damit hätte ich nicht gerechnet.«

»Ich auch nicht.«

»Verständlich ist es schon.« Lady Sarah stellte sich auf Sheilas Seite. »Sie liebt ihren Mann über alles. Ich glaube, ich hätte an ihrer Stelle ebenfalls so gehandelt. Aber du wirst einen Grund gehabt haben, John, so zu reagieren.«

»Den habe ich tatsächlich gehabt.«

»Und welchen?«

»Er ist supereinfach. Ich traue dieser Hexe nicht. Das ist alles, Freunde.«

Sarah sagte nichts, doch Suko nickte mir zu. »Ich hätte wahrscheinlich ebenso gehandelt.«

»Danke.«

»Aber Suko«, beschwerte sich Sarah. »Das sind zwei Menschenleben, die man nicht so einfach aufs Spiel setzt.«

»Richtig, Sarah!« mischte ich mich ein. »Nur bin ich davon ausgegangen, daß mein Kreuz und auch der Gral wichtiger sein könnten.«

Sie wollte widersprechen, ich redete schnell weiter. »Nicht wichtiger als Menschenleben, das auf keinen Fall. Aber ich gehe davon aus, daß Jane und Bill sich wehren können, auch wenn sie sich in einem Land wie Aibon befinden. Habe ich mich klar genug ausgedrückt?«

Suko nickte.

Nur Lady Sarah hob die Schultern. »John, da bleibt noch immer ein gewaltiges Risiko zurück.«

»Ja, das weiß ich selbst. Aber ich kann nichts daran ändern. Wirklich nicht.«

»Ja, ist gut.« Sarah nickte. »Wir wollen nur hoffen, daß die Warnung durch dein Kreuz recht behält.«

»Das meine ich aber.« Ich griff wieder zur Teetasse, ließ sie allerdings stehen, denn kaum hatte ich den Henkel berührt, als ich wieder die Schmerzen auf meiner Brust spürte.

Steif setzte ich mich hin.

»Was ist los?«

Ich schüttelte den Kopf, da ich Sukos Frage nicht beantworten konnte. Nur mehr ein Stöhnen drang aus meinem Mund. Ich beugte mich vor, Suko sprang hoch und stützte mich ab.

»John, was hast du?«

Ich mußte mir Mühe geben, um die folgenden Worte hervorzubringen. »Suko, bitte… nimm mein Kreuz! Ich selbst schaffe es nicht. Zieh es hervor, ich bitte dich.«

»Okay.« Er faßte mit zwei Fingern in meinen Nacken und bekam die Kette zu fassen. Sacht hob er das Kreuz von meiner Brust weg.

Der Schmerz ließ nach, ich schaute ebenso wie Suko und Sarah auf das Kreuz und sah, daß es »entflammt« war.

Das heißt, ein silbriges Leuchten ging von verschiedenen Stellen des Talismans aus.

Für einen Moment schloß ich die Augen, er hielt das Kreuz fest, ohne daß er sich »verbrannt« hätte.

Unsere Blicke begegneten sich. »Es ist ernst«, flüsterte der Inspektor. »Verdammt noch mal, es ist ernst!«

»Dann muß etwas passiert sein!« sagte Lady Sarah. Auch sie zeigte sich nervös.

»Und wo?«

Ich deutete auf die Tür. »Draußen, Suko, es gibt keine andere Möglichkeit. Vielleicht kehrt sie zurück. Es ist alles möglich.« Ich nahm das Kreuz wieder an mich, ließ es allerdings nicht unter meiner Kleidung verschwinden.

Suko war als erster an der Haustür und zog sie auf. Lady Sarah folgte mir und sagte: »Drei Minuten vor Mitternacht – ob die Tageswende das Omen sein wird?«

»Möglich.« Ich trat über die Schwelle und blieb neben meinem Freund stehen.

Der ging sofort weiter, durchquerte den Vorgarten und blieb auf dem Gehsteig stehen. Dort hob er die Schultern, als er zu uns hinschaute.

»Nichts?« rief die Horror-Oma.

»So ist es. Jedenfalls sehe ich keine Margareta auf der Straße und auf ihrem Hirschen sitzend.«

»Und doch muß da etwas sein«, sagte ich beim Näherkommen.

»Das spüre ich. Wir stehen dicht vor einer…«

Wind fegte durch die Straße. Eine plötzliche Bö, die noch altes Laub in die Höhe riß.

Um diese Zeit herrschte kaum noch Verkehr. Ein Wagen rollte zur linken Seite hin weg.

Ich blieb neben meinem Freund stehen. Lady Sarah hielt sich zurück und verließ ihren Platz an der Haustür nicht. Sie konnte auch nicht sehen, was wir sahen.

Das Bild, das sich uns bot, war überwältigend schrecklich. Eine alte Prophezeiung schien sich zu erfüllen. Selbst wir, die einiges gewohnt waren, bekamen Furcht vor dieser Invasion des Schreckens.

Margareta hatte von den Dacs gesprochen. Dieser Horde von Barbaren, die Aibon beherrschen wollte.

Und sie waren es, die kamen!

Aber nicht auf der Straße hielten sie sich auf. Vor und hoch über uns hatte sich der Himmel geöffnet. Die graublaue Fläche war dort durchbrochen und die Steine wirkten, als hätte man sie zur Seite geschleudert.

Genau in dieser Lücke zeichneten sie sich wie ein Projektion ab.

Die Horde der mordgierigen Barbaren, mit einem Anführer, gegen den Arnold Schwarzenegger als Conan wie ein Schwächling wirkte…

***

Sheila Conolly stand da und weinte lautlos. Nicht einen Blick mehr hatte sie dem scheidenden Geisterjäger gegönnt. Statt dessen starrte sie ins Leere und hörte noch, wie vor dem Haus der Motor des Rover angelassen wurde.

Dann fuhr John weg…

Einige Male zog Sheila ihre Nase hoch, holte dann ein Taschentuch und schneuzte sich. Ihre Augen wirkten wie blasse Seen, in denen sich das Wasser immer mehr ausbreitete und an den Seiten hervorschwemmte.

Sie dachte an Bill, an Jane und an ihre eigene Reaktion. Hatte sie richtig gehandelt? War ihr Reaktion nicht zu gefühlsbetont gewesen? John gehörte zu den Menschen, die nicht unverantwortlich handelten. Sollte sie sich in ihm so getäuscht haben?

Sheila liebte ihren Mann. Johns Reaktion war ihr vorgekommen wie die eines Mannes, der seinen besten Freund schon abgeschrieben hatte und sich nicht mehr um ihn kümmern wollte.

Sie kannten sich jahrelang. Zum erstenmal hatte sie ihm die Tür gewiesen, aber sie hatte nicht anders handeln können. Nicht in dieser Situation.

Jetzt, wo er nicht mehr da war, kam sie sich so unheimlich verlassen vor. Sie stand in ihren eigenen vier Wänden, in der vertrauten

Umgebung, dennoch fühlte sie sich wie eine Fremde in diesem großen, so leer wirkenden Haus.

Furcht floß in ihr hoch. Das Herz schlug schneller. Es ging ja nicht nur um sie, auch Johnny war noch da. Er schlief glücklicherweise, hatte nichts mitbekommen.

Sheila ging mit zitternden Schritten zur Tür, legte ihre Hand um den Griff und drückte ihn zur Seite. Die Tür und das Fenster konnten manuell als auch elektrisch bewegt werden, dafür sorgte ein starker, eingebauter Motor.

Kühle und gleichzeitig unnatürlich warme Luft schlug ihr entgegen und fächerte die Haare hoch. Nadine war plötzlich neben ihr und ging auch mit ihr hinaus in den Garten, wo beide den Weg zur Terrasse einschlugen, denn dort hatte sie die Frau zum letztenmal gesehen.

Nun war diese Stelle leer, aber etwas von ihrer Magie mußte sie einfach zurückgelassen haben, denn Nadine benahm sich ungewöhnlich. Sie konnte nicht auf einem Platz stehenbleiben, sondern bewegte sich unruhig hin und her.

»Was hast du?«

Die Wölfin »antwortete« nicht. Normalerweise hätte sie geschnauft oder ein etwas flaches Bellen ausgestoßen, in diesen Augenblicken aber wirkte sie wie eine Kreatur, die Angst hatte. Das Fell war gesträubt, der Schwanz wirkte eingezogen und verkniffen, und sie bewegte zudem unruhig den Kopf.

Sheila beugte sich zur ihr herab. »Siehst du etwas?« fragte sie leise und strich durch das Fell. »Ist etwas geschehen? Spürst du es?«

Nadine legte den Kopf hoch, damit sie gegen den Himmel schauen konnte.

Auch Sheila blickte hin.

Erkennen konnte sie nichts. Nach wie vor hatte er seine graublaue Farbe behalten, und auch die Sterne hatten keinen anderen Glanz bekommen. Wenn sich eine Gefahr anbahnte, dann war sie für einen Menschen zumindest nicht feststellbar.

Sheila wollte aber sichergehen und durchsuchte – mit Nadine an ihrer Seite – noch einmal den Garten. Spuren entdeckte sie nicht. Danach ging sie wieder zurück in das Haus, hielt sich jedoch nicht im Wohnzimmer auf, sondern ging in den Raum, wo ihr Sohn tief und fest schlief. Wie so oft hatte er sein Kopfkissen zu Boden geworfen, er wollte es nicht haben. Johnny lag halb auf dem Rücken. Sein Mund war zu einem Lächeln verzogen. Vielleicht träumte er etwas Schönes.

Auch Sheila lächelte. Nur wurde es bei ihr eine Grimasse. Zudem rannten ihr kalte Schauer über den Rücken. Sie fror und schwitzte gleichzeitig.

Auf leisen Sohlen verließ sie den Raum. An ihrer Seite blieb Nadine, die urplötzlich unruhig wurde, den Kopf hochwarf und einen

wachsamen sowie warnenden Eindruck hinterließ.

»Was ist denn?«

Nadine lief vor. Sie schlug den Weg zum Wohnraum hin ein. Sheila zögerte noch. Furcht umklammerte ihr Herz, das immer stärker pochte. Sie ahnte, daß etwas passiert sein mußte. Nicht umsonst hatte Nadine sie durch ihr Verhalten gewarnt.

Aber was?

Befand sich vielleicht jemand in der Wohnung? War die Hexe zurückgekehrt?

Sheila gab sich einen Ruck, weil sie endlich Bescheid wissen wollte. Sehr schnell betrat sie den großen Wohnraum. Nadine saß nicht weit vom Kamin entfernt. Sie hatte sich einen günstigen Winkel ausgesucht, um die gesamte Fensterfront beobachten zu können.

Auch Sheila schaute hin.

Der Schrei, den sie ausstoßen wollte, blieb ihr im Hals stecken, so sehr hatte sie sich erschreckt.

Dicht hinter dem Fenster, aber noch nicht auf der Terrasse, standen zwei Gestalten.

Kompakte Körper, geduckt, mit Fellen bekleidet und mit schweren Keulen bewaffnet. Sie besaßen breite Gesichter, die im Licht der Außenleuchten ölig glänzten. Die Augen wirkten etwas geschlitzt, ihre Mäuler standen offen, und in den Augen glitzerte der Haß wie kleine Eiskristalle.

Sheila wußte nicht, was sie tun sollte, doch sie hatte von den Dacs gehört, den Bestien, die in Aibon lebten.

Blut- und mordgierige Barbaren die auf Leben keine Rücksicht nahmen. Beide zugleich schwangen ihre mit Nägeln besetzten Keulen und hämmerten gegen die Scheibe…

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe John Sinclair Nr. 340 »Alvas Feuerkuß«

[2]Siehe John Sinclair Nr. 565 »Der Tod in seinen Augen«